

<b>Zeitschrift:</b>	Romanica Raetica
<b>Herausgeber:</b>	Societad Retorumantscha
<b>Band:</b>	11 (1993)
<b>Artikel:</b>	Literatur und Kleinsprache : Studien zur bündnerromanischen Literatur seit 1860 (Teil I)
<b>Autor:</b>	Riatsch, Clà / Walther, Lucia
<b>Kapitel:</b>	A.1: Zum Sprachgebrauch literarischer Texte
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-859064">https://doi.org/10.5169/seals-859064</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

---

## A. Stilistische und textimmanente Aspekte

---

### A.1. Zum Sprachgebrauch literarischer Texte (C. R.)

#### 1.1. Sprachliche Varietät und literarische Funktion in der bündnerromanischen Literatur des 20. Jahrhunderts

Auch in Verbindung mit ‘rätoromanisch’ wird ‘Literatur’ nicht einfach als Synonym von ‘Schrifttum’ oder ‘Textcorpus’ gebraucht; dieser Begriff impliziert auch hier bestimmte Eigenschaften, die nur einem Teil aller auf romanisch geschriebenen Texte zukommen. Im Laufe des 20. Jahrhunderts haben verschiedene an der Linguistik sich orientierende Theorien versucht, solche – manchmal unter dem Begriff ‘Literarizität’ zusammengefassten – Eigenschaften genauer zu bestimmen<sup>1</sup>. Hier ist der Anspruch bescheidener: es wird gefragt, welche Beziehungen romanische Texte, die als literarisch gelten, zu nichtliterarischer, vor allem mündlicher Sprachverwendung unterhalten und ob diese Beziehungen zum Ausgangspunkt einer typologischen oder literarhistorischen Einordnung dieser Texte gemacht werden können.

Linguistische Thesen zur Literarizität arbeiten immer wieder mit dem Begriff der ‘Abweichung’. Dabei scheint die Beantwortung der Frage, worin literarische Sprachverwendung ‘abweicht’, einfacher zu sein als die Angabe der literarischen oder sprachlichen **Norm**, die den Begriff der Abweichung erst sinnvoll macht. Die beiden wichtigsten Bereiche dieser Norm werden bereits von den russischen Formalisten unterschieden. Für sie ergibt sich, wie Ihwe zusammenfasst: «... die

---

<sup>1</sup> Erste Versuche innerhalb des russischen Formalismus: cfr. Todorov (Hrsg. 1968), Ihwe 1972. Weitere Versuche innerhalb des Prager Linguistenkreises: cfr. Prevignano (Hrsg. 1979: 124–131) und der Glossematik: cfr Johansen 1949, Trabant 1970. Zum Strukturalismus: cfr. Segre 1969: 17–92, Jakobson 1960. Zur literarischen Sprachverwendung der Moderne: Gauger 1990.

Grenze zwischen literarischer und nichtliterarischer Sprachverwendung aus zwei Funktionen, der Opposition zur vorausgehenden literarischen und der Opposition zur bestehenden nichtliterarischen Sprachverwendung . . .» (1972: 348). Die erste Opposition, sie kann von literatursprachlichen Normen, aber auch von Beziehungen zwischen einzelnen Texten ausgehen, wird heute unter dem Begriff der ‘Intertextualität’ (Kristeva) oder ‘Transtextualität’ (Genette) diskutiert. (Aspekte dieser Problematik kommen im Abschnitt B dieser *Studien zur Sprache*.) Die von der zweiten Opposition ausgehenden Ansätze versuchen, soweit mir bekannt, vergeblich, einen ‘standardisierten’, ‘normalen’ Sprachgebrauch zu definieren, der den Gegensatz zum literarischen Text als ‘abweichende Sprachverwendung’ darstellen sollte. Mit der lakonischen Bemerkung: «. . . there is no such thing as ordinary language», bringt Fish das Problem auf den Punkt<sup>2</sup>.

Einer vieldiskutierten, unter wechselnden theoretischen Vorgaben immer wieder aufgegriffenen These zufolge, liegt das Wesen dieser ‘Abweichung’ und damit die Besonderheit literarischer Sprachverwendung darin, dass Sprache nicht (nur) als Mittel der Mitteilung Verwendung findet, sondern (auch) als deren Inhalt und Zweck erscheint. Die im Alltag ‘unbewusst’ gesprochene, gebrauchte Sprache würde im literarischen Text zur bewusst gemachten und besprochenen, in ihren ästhetischen Möglichkeiten vorgeführten, sich selbst präsentierenden Sprache<sup>3</sup>. Wer so geartete theoretische Hypothesen an bündnerromanische Texte herantragen will, muss die mehrfach festgestellte geringe ästhetische Elaboriertheit vieler dieser Texte veranschlagen<sup>4</sup>. Andererseits

<sup>2</sup> Fish 1973/74: 41, cfr. Di Girolamo 1978: 38. Eine umfassende Kritik der Abweichungstheorien innerhalb der Stilistik gibt Spillner 1974: 31–40. Umfassende Darstellungen der Diskussion in Ihwe 1972: 111 ff., Corti 1976: 75–148. Zur ‘Abweichung’ in der romanischen Lyrik des 20. Jahrhunderts unten A.3.3. S. 294 f.

<sup>3</sup> Stichworte sind: ‘Autonymie’, ‘autonymische Konnotation’ (Rey-Debove 1978), ‘Autoreflexivität’, ‘Autoreferenzialität’ (Montani 1985), ‘poetische Funktion’ (Jakobson 1960). Die Aufhebung der Zweckbestimmung gilt Mukarovský 1977, oder Adorno 1973 als Indiz für Ästhetizität. «. . . die ästhetische Haltung (hat) einen negativen Charakter in dem Sinn, dass sie das äussere Ziel negiert und das Werkzeug zum Zweck macht» (Mukarovský 1977: 101 f.).

<sup>4</sup> «. . . Texte, die über ein kompliziertes Geflecht ästhetischer Beziehungen verfügen, (sind) äusserst selten . . .» (Camartin 1976: 256); «. . . die Freizügigkeit im Ästhetischen geht so weit, etwas als schöne Literatur noch dann zu akzeptieren, wenn es kaum mehr sichtbare Merkmale ästhetischer Verarbeitung aufweist und

bringt aber das häufige Vorführen ehemaligen Sprachreichtums oder aktueller Sprachbedrohung in diesen Texten eine Vielzahl von Formen sprachlicher Selbstinszenierung hervor, die von ästhetischer ‘Autoreflexivität’ nicht ganz leicht zu unterscheiden sind<sup>5</sup>.

Die Bedeutung des verwendeten Mediums für die Signifikanz einer Botschaft ist, wie die folgende Bemerkung des Historikers Burke zeigt, keine Besonderheit literarischer Texte: «... das verwendete Medium, der Code, die Sprachvariante oder das Register sind ein entscheidender Teil der Botschaft, den zu vernachlässigen sich der Historiker schlechterdings nicht leisten kann» (1989: 17). Wer es mit Literatur zu tun hat, kann sich eine Vernachlässigung der Varietäten noch viel weniger leisten; diese Varietäten und ihre Kontraste sind für den literarischen Charakter des einzelnen Textes und seiner Abhängigkeit von bestimmten Diskurstraditionen von zentraler Bedeutung.

Die Sprachvarianten oder Varietäten werden von der Linguistik in räumliche (diatopische, ‘dialektale’), zeitliche (diachrone), soziale (diastatische) und situativ-stilistische (diaphasische) unterteilt<sup>6</sup>. Die einzelnen sind Aspekte grundsätzlich unabhängig voneinander, entgegen einer gängigen Vorstellung ist es beispielsweise nicht so, dass die Unter-

---

naives Abbild unmittelbarer Realität ist . . .» (id. 1985: 252, cfr. 248). Anderen Ansichten zufolge sind ästhetisch hochwertige Texte in der romanischen Literatur häufig, gar auffallend häufig: cfr. unten C.2.3.1. S. 662 (Anm. 111, 112), C.4.1. S. 832 f.

<sup>5</sup> Mit der Unterscheidung ‘ästhetisch-subversiv’ vs. ‘sprachpflegerisch-konservativ’ liessen sich ältere, auf die Vorführung lexikalischen und idiomatischen Reichtums des Romanischen bedachte Texte (cfr. Camartin 1991: 17) ausgrenzen. Im Sinne von Jakobsons Unterscheidung einer dem Kode zugewandten ‘metalinguistischen’, von einer der Botschaft, dem Text zugewandten ‘poetischen’ Funktion (cfr. 1960: 92 ff.) liesse sich literarischer Sprachdokumentarismus als ‘metalinguistisch’ bezeichnen. Für den Fall mimetischer Darstellungen sich wandelnder Sprache ist diese Unterscheidung allerdings zu einfach.

<sup>6</sup> Cfr. Coseriu 1967/68: 148f., Ebneter 1976: 84–96, Berruto 1980, v. a. 13–56. ‘Varietät’ wird von Berruto definiert: «... la varietà di una lingua è ogni insieme di modi diversi e determinati di usare una lingua, riconoscibile per una serie di tratti di tutti o di alcuni livelli di analisi (fonologia, morfologia, sintassi, lessico, testualità) che lo qualificano e differenziano da altri insiemi di modi, e dotato di una certa omogeneità di ricorrenza in concomitanza con certi tratti sociali e/o diverse classi di situazioni» (1980: 25).

schicht nur über ‘niedrige’ stilistische Varietäten verfügt<sup>7</sup>. Als zusätzliche Varianz betrachtet Gauger diejenige zwischen Geschriebenem und Gesprochenem. Dabei beziehe sich der Unterschied «nicht ausschliesslich auf das eine oder das andere Medium der Realisierung, sondern auch auf die Anlage des Geäusserten in gewissem Sinn **unabhängig** vom Medium (typisch Geschriebenes kann gesprochen, typisch Gesprochenes aufgeschrieben werden)» (1990: 191).

Die **geographisch** bedingten Varietäten sind die offensichtlichsten. Sie zeigen sich in der Literatur zunächst in Form verschiedener Schriftidiome, deren Existenz und Beschaffenheit mit der Situation des Rätoromanischen als rezessiver Kleinsprache<sup>8</sup> zusammenhängen. Eine übergreifende, einheitliche Standard-Sprache als Schrift- und Literatursprache fehlt<sup>9</sup>; geschrieben wurde und wird in fünf Idiomen, deren geschriebene Varianten eher locker normierte, gegenüber dem ‘verwirrenden Mikrokosmos’ (Catrina 1983: 20) der einzelnen ‘Dorf dialecte’ offene, regionale Sub-Standards sind. Bestehende, auf die Differenz zur mündlichen Umgangssprache bedachte, schriftsprachliche Normen sind seit Anfang des 20. Jahrhunderts immer wieder als ‘künstlich’ angefochten worden. Zu einer allgemein akzeptierten, stabilen Polarisierung zwischen schriftlichem Standard und mündlicher Umgangssprache kam es nicht<sup>10</sup>. Was romanische Schrift- und Literatursprache gegenüber münd-

<sup>7</sup> Die Anteile der verschiedenen Schichten an der Breite diaphasischer Unterschiede sind zwar verschieden, Tatsache ist aber, «... dass unterste wie oberste Schicht über einfachste wie ganz komplexe Stilarten verfügen» (Ebneter 1976: 92).

<sup>8</sup> Zur Bedrohung des Romanischen, der Sprachkontakte situation (vor allem mit dem Schweizerdeutschen), dem Bilinguismus romanischer Sprecher, den Ursachen der ‘Statusschwäche’ des Romanischen cfr. die Bibliographie «*Studia Romontschia 1950–1977*» (I. Sprache und Literatur [1–118]), wo neuere Arbeiten (auch) zu diesen Fragen aufgeführt sind. Übersichten geben Billigmeier 1983: 284–327, Camartin 1985: 83–116, Deplazes 1991: 18–57. Cfr. auch Diekmann 1979. Eine soziolinguistisch orientierte Übersicht zur Situation des Bündnerromanischen gibt Di Luzio 1977.

<sup>9</sup> Zur Terminologie cfr. Baum 1987: 45 ff., der auch die ‘Teilsynonymie’ der Begriffe ‘Schriftsprache’, ‘Hochsprache’, ‘Literatursprache’ (*ibid.* 47) erörtert. Cfr. auch Nabrings 1981: 167 f. Mit dem 1982 geschaffenen Rumantsch Grischun (RG) ist dieser Mangel theoretisch behoben. Erste literarische Versuche im ursprünglich als passive Koine vorgesehenen RG liegen bereits vor: cfr. *Litteratura 9/1986: 125–133*, *Litteratura 13/1990*.

<sup>10</sup> Die von Baum 1987 referierten Charakteristiken einer ‘Standardsprache’ (Ferguson [S. 52], Garvin [S. 53 f.]) werden von den romanischen Schriftidiomen nicht

licher Umgangssprache am auffälligsten auszeichnet, sind Anlehnungspraxis und Abwehrverhalten gegenüber Nachbarsprachen. Der engadischen Schriftsprache der Vorkriegszeit galten ihre häufigen Entlehnungen aus dem Italienischen als distinktives Merkmal (ausführlicher unten 1.2.). Heute zeichnet sich romanische Schriftsprache auffällig durch den Versuch aus, Interferenzen und Entlehnungen aus dem Deutschen zu vermeiden und gegebenenfalls durch Lehnbildungen aus neolateinischen Sprachen (Französisch, Italienisch) zu ersetzen<sup>11</sup>.

Für den Bereich der **zeitlich bedingten Varietäten** muss eine literaturwissenschaftliche Beschreibung davon ausgehen, dass diachrone Unterschiede dem Bewusstsein des Sprechers als stilistische gelten<sup>12</sup>. Der unter dem Druck des (Schweizer-)Deutschen beschleunigte, mancherorts im Vorfeld eines Sprachwechsels sich befindende Sprachwandel wird literarisch immer häufiger thematisiert.

Bei den **sozialen und situativ-stilistischen Varietäten** zeigt sich die grösste Elaboriertheit des Romanischen in unteren Registerbereichen, was – bei der allgemein gegebenen Zweisprachigkeit – zu einer funktionalen Verteilung von Romanisch und Deutsch im Sinne einer Diglossie<sup>13</sup> führen kann. Betrachten wir eine Register-Einteilung der italienischen Schriftsprache mit den Bereichen: nobel ('aulico'), gebildet ('colto'), formell, mittel ('medio'), umgangssprachlich ('colloquiale'), informell, populär, intim (cfr. Berruto 1974: 72, Segre 1979: 174), so ist das Romanische auch als Schriftsprache unterhalb des Grades 'mittel' ungleich

---

erfüllt. Zu den Streitigkeiten um schriftsprachliche Normen im 20. Jahrhundert cfr. Billigmeier 1983: 305–327.

<sup>11</sup> Cfr. Diekmann-Sammet 1981, Solèr 1983: 67 ff., 150 ff. Das Verhalten im Sprachkontakt (eine 'Elite' versucht mit neolateinischen Lehnprägungen Entlehnungen aus dem [Schweizer-]Deutschen zu ersetzen) ist nicht der einzige, möglicherweise nicht der wichtigste Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener Sprache. Zentral ist hier der bisher wenig erforschte Bereich der Syntax, cfr. Ebneter 1988.

<sup>12</sup> Nach Saussure (cfr. CLG[D] 117, 128) hebt vor allem Bally (cfr. 1970: 21 f.) den stilistischen Wert diachroner Varianten hervor. Zur Koexistenz einer alten und einer neuen Form im 'état de langue' bemerkt Jakobson: «... beide Formen können zunächst verschiedenen Stilschichten der Sprache zugehören, als Elemente verschiedener Unter-Codes des gemeinsamen Codes fungieren ...» (Jakobson-Pomorska 1982: 55).

<sup>13</sup> Cfr. A. di Luzio 1977: 217, 234, 265, der von 'bilinguisme asymétrique' spricht, und Solèr 1983, der diese Situation für das Lumbreiner Romanisch beschreibt (cfr. S. 188).

präsenter als oberhalb<sup>14</sup>. Wenn allerdings die romanische Literatur einfach der ‘sphère affective’ zugerechnet wird: «Car sa (du romanche C. R.) valeur d’échange et de consommation est limitée au domain familial des connaissances et au domain littéraire (surtout folklorique), c’est-à-dire à la sphère affective des usagers romanches. Le romanche prend ainsi presque la fonction de quasi dialecte» (di Luzio 1977: 265), so muss dieses Urteil als zu stark vereinfachend korrigiert werden. Mit sozialen Unterschieden hat die verschiedene Einstellung gegenüber Sprachwandel, besonders interferentiell bedingtem Sprachwandel und Sprachwechsel zu tun. So hält Egloff fest, «dass Teile des ‘rätoromanischen Fussvolkes’ eher Sorgen mit der Sprache statt um die Sprache haben» (1987: 33). In Chur lebende Rätoromanen aus der Unterschicht stünden «dem oft vollständigen Sprachwechsel ihrer Kinder fast durchwegs unsentimental gegenüber (...)» (S. 34). Dagegen versucht ein Teil der romanischen Intelligenz manchmal auch mit literarischen Mitteln, die oberen Registerbereiche ihrer Sprache auszubauen und ein ‘gepflegtes’ Romanisch unters Volk zu bringen.

Die ‘Literatursprache’ (besser wäre: ‘literarischer Sprachgebrauch’) ist – von antiquierten ‘Dichtungssprachen’ abgesehen – keine eigenständige Varietät, sie ist vielmehr ein Ort der Kontrastierung und des Zusammenspiels verschiedenster Varietäten<sup>15</sup>. Ein Forscher, der dies besonders hervorgehoben und die verschiedensten Formen mimetischer, ‘dialogischer’, parodistischer Koexistenz sprachlicher Varietäten in literarischen Texten beschrieben hat, ist Michail Bachtin. In der Literatursprache<sup>16</sup> «... geht die intentionale Redevielfalt (die auch in jedem

<sup>14</sup> Ebneter unterteilt das Romanische in ‘Alltagssprache’, ‘allgemeine Verkehrssprache’, ‘Hoch- und Schriftsprache’ und ordnet das «echte Sprachgefühl» des Romanen «in seiner Alltagssprache, in seiner gesprochenen Mundart» (1988: 172).

<sup>15</sup> «... la lingua letteraria, posta al livello più alto delle varietà stilistiche di una lingua, riflette in sé, con mezzi propri, tutta la gamma stilistica della lingua stessa ...» (Segre 1979: 175). Corti spricht von der Literatursprache nicht mehr als ‘sistema codificante’, sondern als ‘catalizzatore delle virtualità’ (1976: 79) der Sprache.

<sup>16</sup> Die italienische Ausgabe spricht ‘von lingua letteraria’ (1979: 102), in der deutschen ist durchwegs von ‘Hochsprache’ die Rede. Bachtin spricht eindeutig von der Literatursprache. Vollständige Bibliographie der Schriften Bachtins und Darstellung der wichtigsten Theoreme in Todorov 1981.

lebendigen geschlossenen Dialekt besteht) in Sprachvielfalt über; es ist dies keine Sprache, es ist dies ein Dialog von Sprachen» (1979: 186).

Um der oben (S. 9) gestellten Frage nach dem Verhältnis zwischen literarischem Text und sprachlicher Varietät nachzugehen, ist die ‘Literatursprache’ ein zu allgemeiner Ausgangspunkt. Näherliegende Bezugsgrößen sind literarische **Diskurstraditionen** und davon (mit)bestimmte literarische **Gattungen**. Gauger (1990) zählt verschiedene, für die Literatur(en) der Moderne typische Diskurstraditionen auf; zwei davon bezeichnen – mutatis mutandis – grundlegende Tendenzen der bündnerromanischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Die erste Tendenz besteht in der «Abhebung von der Alltagssprache durch Überhöhung; Verfremdung durch Feierlichkeit, Verfestlichung des literarischen Diskurses» (Gauger 1990: 196 f). «Die sprachliche Überhöhung, die Verfeierlichung des Sprechens . . . ist . . . eine Möglichkeit . . . voller literarischer Gefahren, von denen ungewollte Komik die nächstliegende ist» (ibid. 206). In der romanischen Literatur gibt es diesen Trend nicht, wie in der deutschen, als Reaktion auf die ‘Alltagsnähe’ des Naturalismus, es gibt ihn aber in der Verbindung von Literatur und Sprachpflege, in der durch Entlehnungen und Archaismen geprägten gehobenen Diction romanischer ‘Klassizisten’, die sich an berühmten Texten europäischer Literaturen orientieren. Diesem ‘Trend nach oben’, zum literarischen Ausbau hoher Register, steht ein gegenläufiger ‘Trend nach unten’ gegenüber. Nach Gauger bedeutet dieser den «Versuch, die literarische Sprache zu erneuern durch den Rekurs auf die tatsächlich gesprochene Sprache. (...) Verfremdung durch Alltagssprachlichkeit.» (Gauger 1990: 197) In diesem Trend, der selbstverständlich nicht zur Aufhebung des Unterschiedes zwischen literarischer Diction und gesprochener Alltagssprache führt<sup>17</sup>, erkennt der Literaturhistoriker Bezzola einen Grundzug der erzählenden Prosa des 20. Jahrhunderts. Auffallend sei, neben der quantitativen Zunahme der Texte: «Il sforz cha’ls autuors faun da scriver üna lingua pü daspera a la lingua tschantscheda, scu eir da sfrütter il rich vocabular puril e la na

<sup>17</sup> «Der Versuch, die wirklich gesprochene Sprache hereinzuholen in den literarischen Text, ist . . . eine Chimäre. Er scheitert am Medium der Schriftlichkeit selbst.» (Gauger 1990: 206.)

main richa fraseologia . . .» (1979: 463)<sup>18</sup>. Bezzola erwähnt diesen Trend nicht zufällig im Zusammenhang mit erzählender Prosa; tatsächlich zeichnet sich diese (in erster Linie der Roman) auch sprachlich durch eine ‘Realitätshaltigkeit’ und Alltagsnähe<sup>19</sup> aus, die besonders im Vergleich zur Lyrik auffällig ist. Bachtin trifft diesbezüglich eine radikale Unterscheidung. Das Prosawort gilt ihm als grundsätzlich «plurisdiskursiv», «dialogisch», allen sprachlichen Varietäten gegenüber offen, wogegen die Lyrik «monologisch» sei, sich an einen eigenen, geschlossenen Code halte, nicht oder nur «intertextuell» aus Texten der lyrischen Tradition zitiere. «Der poetische Stil hat bedingt jedwelcher Wechselbeziehung mit einem fremden Wort, jeder Anspielung auf ein fremdes Wort entsagt» (Bachtin 1979: 177). «Im Roman dagegen ist die innere Dialogizität ein wesentliches Moment des Prosastils und wird hier einer künstlerischen Bearbeitung unterworfen» (*ibid.*). Dazu Segre: «L’interdiscorsività del romanzo esplora quasi tutto il sistema linguistico, quella della poesia coltiva di solito (od ha quasi sempre coltivato) il sottosistema della lingua letteraria» (1984: 115)<sup>20</sup>.

In ihren Grundzügen ist Bachtins Unterscheidung – trotz leicht zu findender Gegenbeispiele – sicher richtig und bietet für eine Beschreibung sprachlicher Varietäten in romanischen Texten eine wertvolle Ori-

<sup>18</sup> «. . . die Anstrengung, die die Autoren unternehmen, in einer der gesprochenen Sprache näheren Sprache zu schreiben, wie auch den reichen bäuerlichen Wortschatz und die nicht minder reiche Phraseologie auszuschöpfen.» Cfr. auch Camartin: «Der Unterschied zwischen der traditionellen rätoromanischen Literatur und der Gegenwartsliteratur liegt vor allem darin, dass letztere nüchterner und getreuer die umgangssprachliche Situation einfängt, als es das starke Pathos erlaubte, das mit wenigen Ausnahmen in der traditionellen Literatur die ‘hohen Wellen’ der Sprache in Bewegung zu setzen suchte» (1976: 292).

<sup>19</sup> Zur Stilistik des Romans «. . . liée à la conscience polyglotte qui se réalise en lui» cfr. Bachtin (in: Todorov 1981: 136). Blumenberg spricht vom Roman als ‘welthaltigste und welthafteste Gattung’ (1969: 21).

<sup>20</sup> Cfr. die von Todorov (1981: 100–102) zitierten Bachtin-Fragmente und Todorovs zusammenfassende Bemerkung: «La prose qui est intertextuelle, s’oppose à la poésie qui ne l’est pas» (S. 100); «On pourrait peut-être voir les raisons de cette opposition dans le fait que le poème *est* un acte d’énonciation, alors que le roman en *représente* un» (S. 101); ferner Bachtin 1979: 95, 105 f., 136, 207. Segre 1984 präzisiert diese Thesen durch die Einführung der Unterscheidung ‘Intertextualität’/‘Interdiskursivität’: «La poesia è scarsamente pluridiscorsiva, ma è altrettanto e più intertestuale» (1984: 114); «Romanzo e poesia si contrappongono in base al quoziente di polifonia: molto alto, di solito, nel primo, piuttosto basso nella seconda. La poesia è tendenzialmente monovoca (monodica) . . .» (115).

entierungshilfe. In einem ersten Abschnitt (1.2.) soll vom ‘Trend nach oben’, der ‘kultivierten’ Literatursprache die Rede sein, in einem zweiten (1.3.) vom ‘Trend nach unten’, dem literarischen Gebrauch niedriger Register. Ein letzter Abschnitt (1.4.) wird sich kurz mit den Formen befassen, in denen verschiedene Varietäten in literarische Texte eingebbracht werden.

---

## 1.2. Später Klassizismus: Rhetorik und «kultivierte» Sprache

Die Forderung, literarischer (vor allem poetischer) Sprachgebrauch müsse sich nach einer spezifischen, ‘höheren’ sprachlichen Norm richten (Literatur- oder Dichtungssprache) und sich so von andern Arten von Sprachgebrauch unterscheiden, ist so alt wie die romanischen Literaturen. So alt sind auch die, bis ins 19. Jahrhundert weitgehend auf die komischen Gattungen beschränkten Versuche, die niedrigen Register der gesprochenen Umgangssprache in literarische Texte einzubringen<sup>21</sup>. Eine wichtige Epoche in der Geschichte der Anfechtungen einer von der ‘Volkssprache’ sich abhebenden, ‘gepflegten Dichtungssprache’ ist die Romantik. Die Gleichsetzung von ‘Volksposie’ mit ‘Naturpoesie’ und ‘Nationalpoesie’ und die Zulassung zeitgenössischer, alltagsnäherer literarischer Stoffe bedeuten grundsätzlich auch eine Öffnung der Literatursprache gegenüber dialektalen und niedrigeren sprachlichen Varietäten<sup>22</sup>. Die Aufwertung des ‘Volkstümlichen’ im Zuge der Romantik wirkt auf die romanische Literatur nicht nur im Bereich der Stoffwahl (Literarisierung von Märchen, Legenden), sie wirkt auch als Vorstellung von der ‘Poetizität der Volkssprache’. Diese Vorstellung hat selbstverständlich nicht zur Folge, dass plötzlich ‘dem Volk nach dem Munde’ geschrieben würde; dafür sind, bis weit ins zwanzigste Jahrhundert, ge-

<sup>21</sup> Cfr. Auerbach 1988<sup>8</sup> (1946), Gauger 1988: 9–25.

<sup>22</sup> Zur ‘Gleichung Volksposie = Naturpoesie = Nationalpoesie’ in der Poetik der Brüder Grimm cfr. Bausinger 1980: 22. Zur Lockerung der ‘Stiltrennungsregel’ im 18. Jahrhundert und in der Romantik cfr. Auerbach 1988<sup>8</sup>: 434. Zur Ablehnung einer ‘besonderen’ Literatursprache cfr. A. Manzoni (unten Anm. 39). Zur ‘Alltäglichkeit’ der Stoffe schreibt Guglielmi: «Fu in verità un’iniziativa dei romantici quella di introdurre la quotidianità – cioè la contemporaneità – nei registri della letteratura» (1991: 7).

hobene schriftsprachliche Norm und klassische literarische Rhetorik in der romanischen Literatur viel zu wirksam.

Neben klassizistischem prägt romantisches Ideengut<sup>23</sup> die Poetologie des surselvischen Priesters Flurin Camathias (1871–1946). Die folgende Charakterisierung des Romanischen zeigt die Überschneidung, ja die Gleichsetzung der Attribute ‘romantisch’ und ‘klassisch’: «Nies lungatg ei gie bials sco nossa Rezia sezza, sonors sco nos uals alpins, vigurus e stagns sco ils fils de nossas cadeinas de cuolms – mo la fina e grondiusa rihezia e variaziun dils lungatgs vischinonts pli cultivai ha el buca pudiu contonscher. El ei sco ina gegia veglia d’oreifra construcziun, de ferm e niebel tun, mo disfavoreivlamein provedida mo cun duas treis cordas. (...) Scriver in romontsch classic, lein dir veramein popular, ei per nus grev.» (1909, in: 1971: 396 f.)<sup>24</sup>. Die Defizithypothese (die Metapher der ‘Geige mit weniger Saiten’) bringt den grösseren Reichtum (‘rihezia’) und die grössere Variationsbreite (‘variaziun’) grösserer Nachbarsprachen mit deren ‘Kultiviertheit’ (‘lungatgs pli cultivai’) in Zusammenhang. Camathias ortet also, wie später die Linguistik (cfr. A.1.1. S. 13 f.), Defizite des Romanischen in den oberen Registern. Das Ideal des ‘klassischen ... eigentlich volkstümlichen Romanisch’ zeigt eine komplexe Verbindung ursprünglich gegensätzlicher Vorstellungen und macht auf die Formen seiner literarischen Umsetzung neugierig. Im Jahr 1916 verfasst Flurin Camathias auf Drängen des Volkskundlers Caspar Decurtins, dem «Custos der rätoromanischen Literatur» (Carnot 1934: 260), ein 3752 Verse umfassendes Epos mit dem Titel *Historias dil Munt sogn Gieri*<sup>25</sup>. Erzählt wird von einer mittelalterlichen Hochzeitsgesellschaft auf Schloss Jörgenberg, die als ‘Fastnachtsspass’

<sup>23</sup> Cfr. Camathias, *Ideas románticas*, in: *Igl Ischi* XII, 1910: 14–30. (Hier wird auch deutlich, dass die Romantik wegen ihrer Aufwertung des Christentums bei den ‘Priesterdichtern’ Camathias, Carnot und andern so beliebt ist.)

<sup>24</sup> «Unsere Sprache ist ja schön wie unser Rätien selbst, sonor wie unsere Alpenbäche, fest und kräftig wie unsere Bergketten – den feinen und grossartigen Reichtum und die Variationsbreite unserer kultivierteren Nachbarsprachen hat sie nicht erreichen können. Sie ist wie eine alte Geige von hervorragender Machart, mit vollem, edlem Ton, aber ungünstigerweise nur mit zwei, drei Saiten versehen. (...) Ein klassisches, will sagen eigentlich volkstümliches Romanisch zu schreiben, ist schwer.»

<sup>25</sup> Chrest. XII, 1919: 1–102, 1971: 215–358. Cfr. G. Deplazes 1991: 149, 155 f.; L. Deplazes 1983: 330.

und zur ‘schönen Unterhaltung’ (‘recreaziun de tscheiver . . . bi divertiment’ V. 535) auf die Idee kommt, die ‘gesamte Dienerschaft’ (‘servitit totala’ V. 520), ‘unsere Untertanen’ (‘nos subdits’ V. 522), kurz ‘das Volk’ (‘il pievel’ V. 524) als Erzähler und Unterhalter aufzubieten<sup>26</sup>. Den Erzählungen der Personen liegen andere Texte zugrunde: 18 davon sind literarische Bearbeitungen von Märchen, die Decurtins gesammelt und in seiner *Rätoromanischen Chrestomathie* veröffentlicht hat<sup>27</sup>. Der Auftritt der Unterschichtsvertreter als Erzähler weckt Erwartungen in bezug auf die soziale und fachsprachliche Varietät der Binnenerzählungen, Erwartungen, die nach dem Urteil von Carnot auch erfüllt werden: «. . . so kommt durch die Vertreter des Bauernstandes, der Fischerei, der Sennen und Jäger ein kräftigerer Ton, der aber nie zu derb wird, ins Erzählen der Volkssagen» (1934: 279). Nach Belegen für diesen ‘kräftigeren Ton’ sucht man allerdings – bei Carnot und im Text selber – vergeblich. Carnot schliesst voreilig von der fiktiven Soziologie auf die Stilistik, von der direkten Rede auf die Authentizität des Zitats, vom ‘Was’ der Reden auf das ‘Wie’<sup>28</sup>. Seine Bemerkung, der ‘Ton’ werde ‘nie

<sup>26</sup> Carnot hält mehrmals lobend fest, in den *Historias* sei «das ganze Volk» (1934: 263–285) versammelt, Gadola spricht von den «typischsten Vertretern unseres Volkes» (1946: 176). Als Erzähler aus dem ‘Volk’ (im Sinne von Unterschicht: cfr. Bausinger 1980: 15) treten auf: der Torwächter und Schmied Romeias (V. 564), der Jäger Martinet (V. 574), der Senn Jon Buccatscha (VV. 598, 602), der Krämer Gula «mit der Nase, wie sie die Juden haben» (V. 606), ein Pilger (V. 612), der Bauer und Fischer Tieni ferm (V. 618, cfr. 1482), die Kellermeisterin Mierta de Andiast (V. 637), die Kammerzofe Mariarta (V. 644), die Spinnerin und Weberin Urschla de Ruaun (V. 648), die Köchin Tina (V. 656). Manche Erzähler(innen) kommen zweimal zu Wort, einmal zu einer fiktiven ‘Volkserzählung’, ein zweites Mal als ethnographische ‘Facherzähler’, die ihr Handwerk beschreiben: Urschla (VV. 1125–1314 und 1325–1408), Tieni (VV. 1417–1464 und 1484–1543), Jon Buccatscha (VV. 1556–1631 und 1644–1711).

<sup>27</sup> Chrest. II: 1–128, 635–648 cfr. Anmerkung in Chrest. XII: 25. Sowohl die Bearbeitung von Märchen wie die Festlegung der Rahmenhandlung im Mittelalter (nach Deplazes ca. 1350 cfr. 1991: 195, 155) passen in die romantische Tradition literarisierte ‘Volksdichtung’.

<sup>28</sup> Die ‘Binnenerzählungen’ sind direkte Reden, deren grammatischer Respekt für die ‘Quelle’ (Pronomen und Deixis) häufig mit der Authentizität des Zitats verwechselt wird (dazu Hilty 1973: 41, Sternberg 1982, Garavelli 1985: 79). Aufgrund der Unterscheidung ‘field of discourse’ («Der Redegegenstand hat Einfluss auf die grammatischen und vor allem lexikalischen Eigenschaften des Textes» [Spillner 1974: 58]) gegenüber ‘tenor of discourse’ («Grad der Förmlichkeit» [Spillner ibid. 59]) lässt sich sagen, dass der Niederschlag der Fachsprachen

zu derb', deutet auf poetische Filterungs- und Veredelungsverfahren, von denen der Text übrigens auf seine Weise explizit erzählt. Bevor die Leute aus dem Volk den 'Hochgestellten' ('aultschentai' V. 557) als Erzähler vorgeführt werden können, bereitet die Schlossherrin ihren Auftritt vor: «E la patruna Gada disquora cun mintgin, / Tgei prender per materia e co menar ô fin» (V. 558 f.)<sup>29</sup>. Das Volk kommt zu Wort, Thema und Art der 'Feinheit' werden aber von oben bestimmt; ein schöner Hinweis auf die auktoriale Allgegenwart in diesem Text. In der Einleitung der *Historias* erläutert dieser sein poetologisches Programm: «Cun plaids e mieds l'emprova lein far de dar colurs / A las risdadas veglias, che legran auditurs» (V. 17 f.)<sup>30</sup>. Die Metapher der Dichtung, die alten Stoffen 'Farbe' gibt, ist auch deshalb signifikant, weil sie die Verbindung zu den 'Colores' der klassischen Rhetorik herstellt, deren Figuren (die 'Wendungen' / 'mieds') den wesentlichen Bestandteil des 'poetischen Fest- und Paradekleides'<sup>31</sup> der Verse von Flurin Camathias ausmachen. Aus seinen 'Epen' liesse sich leicht ein Repetitorium der häufigsten Figuren und der poetischen Syntax mittelalterlicher Epik zusammenstellen.

---

im Bereich des 'Field' (z. B. *Historias* VV. 1325–1408) im Bereich des 'Tenor' keine Entsprechung findet. «... nur das was wird wahrgenommen, während das wie jenseits der Wahrnehmung bleibt», so bringt Volosinov (1975 [1930]: 184) dieses Problem auf den Punkt.

<sup>29</sup> «Und die Herrin Gada bespricht mit jedem Einzelnen, / welchen Stoff er wählen und wie er ihn ausführen soll.» Die Variante: «... menar a fin» / «zu einem Ende führen» (1971: 232) könnte auch auf eine 'lectio facilior' zurückgehen.

<sup>30</sup> «Mit Worten und Wendungen wollen wir versuchen, den alten Erzählungen, die die Zuhörer erfreuen, Farbe zu geben.»

<sup>31</sup> Cfr. Gadola 1946: 177. Zur Vorstellung von Literatur (Dichtung) als 'Festkleid der Sprache' cfr. Thöni: «... lò sast liger varsacants partratgs vistgias an lungatg da dumengias!» (Camartin 1987: 172 f. Cfr. Giger 1976: 34.)

«Dals onns ded *Augustus* en Rezia domina  
 La Roma pussenta, prudenta regina»; (...)  
 «O Rezia, ti plonta vid Roma ligiada,  
 Ti creschas aunc libra, schegie enferlada.» (...)  
 «Tgi meina las steilas sil tur communabel,  
 Tgi dat alla flur il vestgiu admirabel?  
 Tgi dat la carschientscha al segal e megl,  
 Tarmett'a dretg'ura rugad'e sulegl?»<sup>32</sup>

In den *Historias* wird diese klassische ‘Colores’-Poetik einer Reihe ungebildeter Erzähler aus dem Volk überantwortet, dem Bauern und Fischer Tieni etwa, der höchst realistisch festhält, seine Domäne sei die Arbeit, nicht das Märchenerzählen: «Jeu sai e seregordel de praulas buca bia – / Il pur en sia truscha de far tut auter ha» (V. 1411 f.)<sup>33</sup>. Bei seinem Bericht über das Fischen (‘Inschigns de pescadurs’ (V. 1484–1555) scheint Tieni seine Herkunft aber völlig vergessen zu haben und schlägt hohe Töne an:

«Il pescadur pertratga: ‘Co pos jeu vus pigliar,  
 Vus spertas creatiras, gustusas de barsar?’» (V. 1488 f.)

Oder:

«Jeu laudel la clamada, lavur de pescadur,  
 Ch'ei tras il Simon Pieder alzada tier honur.» (V. 1494 f.)

Der Senn Jon Buccatscha wird für sein Märchen gelobt: «Dagl agen tratsch suera il raquintau schabetg.» («Nach eigener Erde riecht die erzählte Begebenheit» V. 1633). Tatsächlich ist allenfalls die Begebenheit ‘erdnah’, die Register des Sennen sind es nicht («In bi stgirat

<sup>32</sup> Aus *Ils Retoromans* (1900<sup>1</sup>, 1971: 105, 106, 109). Cfr. Deplazes 1991: 150–155. Zum Register hält Deplazes die «Verwendung wissenschaftlich anmutender Wörter» (152) fest. Zu den ‘Figuren’: ‘La Roma pussenta, prudenta regina’ Epitheton in Apposition, Substantiv-Adjektiv-Chiasmus mit symmetrischer Alitteration (Roma – regina; pussenta – prudenta), Binnenreim im Chiasmus. Ferner: ausgebauter Metapher (Rätien-‘Pflanze’), Wiederholung der Rätsel-Paraphrase (‘Tgi ...’). Assonanzen der Hebungen: ‘... meina las steilas ...’, ‘segal e megl’, ‘Tarmett’ a dretg’ura rugad’e ...’; Fast-Symmetrie ‘ur(a) rugad’.

<sup>33</sup> «Ich weiss nicht viel von Märchen und erinnere mich schlecht, / der Bauer hat in seinem arbeitsreichen Alltag ganz anderes zu tun.»

curteseivel» [V. 1564]; «De van’ambiziun e luschezia» [V. 1577]). Vor allem in seiner Beschreibung der Alpwirtschaft unterscheidet sich der Senn in nichts von seinem Dichter:

«La nova primavera, scaffidra dellas flurs,  
Che vegn cun nova veta, cun novas terlischurs.» (V. 1646 f.);  
«La sera de bial’aura sut stavel il signun  
Si tier fideivlas steilas decloma la canzun.» (V. 1708 f.)<sup>34</sup>

Carnots Urteil der ‘Bodenständigkeit’<sup>35</sup> kann sich auch hier nicht auf den Sprachgebrauch beziehen. Was für den Sennen gilt, gilt auch für alle andern Personen-Erzähler: ihr Sprachgebrauch unterscheidet sich in nichts von demjenigen der Rahmenerzählung, es gibt in den *Historias* nur einen ‘Stil’, denjenigen des Dichters. Damit zeigt sich auch im Sprachlichen die von Camathias in den *Ideas românticas* erläuterte Beziehung zwischen Einheit und Vielfalt: «L’unitad vegn ella variaziun entrais igl intent, che vegn daus all’ovra» (1910: 28)<sup>36</sup>. In den *Historias* zeigt sich, dass die ‘Volkstümlichkeit’ von Stoffen und die Schichtzugehörigkeit fiktiver Sprecher den Gebrauch von Registern der klassischen Dichtungssprache, von rhetorischen, vor allem auch syntaktischen ‘Figuren’<sup>37</sup> keinesfalls verhindern. Als poetische Bearbeitungen von Chrestomathie-Texten sind die *Historias* zwar intertextuell geprägt, bleiben aber ‘einstimmig’, treten zur ausserliterarischen Varietäten-Vielfalt in kein interdiskursives Verhältnis<sup>38</sup>. Die Frage, ob diese ‘Resistenz’ eher

<sup>34</sup> Wiederum Assonanz in der Hebung: «si tier fideivlas steilas . . .», Wiederaufnahme und Gradatio: «. . . cun nova veta, cun novas terlischurs.» Oben: Variante der Anadiplose, erklärendes Epitheton, Verb-Metonymie: «. . . vus pigliar / Vus spertas creatiras, gustusas de barsar?»

<sup>35</sup> «Ganz bodenständig, als habe der Sänger viele herrliche Sommer dort zugebracht, ist jede Zeile – ein würdiges Gegenstück zu Muoths «A mesiras – das Milchmessen», inhaltlich viel reicher, duftiger» (Carnot 1934: 279).

<sup>36</sup> «Einheit kommt in die Vielfalt durch die Absicht, die dem Werk zugrunde liegt.» Dazu oben: «Variaziun destinada per l’unitad! Quella forza ei Dieus.» («Zur Einheit bestimmte Vielfalt! Diese Kraft ist Gott!» [1910: 22.]) Hier greift Camathias auf Friedrich Schlegel zurück, bei dem die Vorstellung von Gott als Summe aller Vielfalt im Hintergrund seiner Romantheorie steht.

<sup>37</sup> Zur Rhetorik in der traditionellen romanischen Lyrik cfr. unten A.3.1.

<sup>38</sup> Wo sie dies tun, wo der Dichter Dialektismen (aus der Foppa) zulässt, findet sich ein übereifriger Herausgeber, der diese eliminiert. Es tue ihm leid, meint A. Maissen, die ‘Foppismen’ zu eliminieren, «. . . anderseits sind die Gedichte für die

gattungsspezifische oder eher literarhistorische Ursachen hat, soll im folgenden auf dem Hintergrund der Diskussion um Wesen und Norm der engadinischen Schrift- und Dichtungssprache erörtert werden.

Der Streit um eine als gehoben kodifizierte Literatur- und vor allem Dichtungssprache wird in den Nachbarliteraturen im 19. Jahrhundert ausgetragen<sup>39</sup>, in der Rätoromania ist er in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts virulent. Die ladinische Dichtungssprache des 19. Jahrhunderts behauptet ihre distinktive Norm durch eine ausgeprägte Anlehnung ans Italienische. Das erkannte Prestigegefälle zwischen den beiden Sprachen und Literaturen verbindet sich mit der Vorstellung, das Italienische sei in den oberen Registerbereichen besser ausgebaut (Defizithypothese). So schreibt Conradin de Flugi (1787–1874) in seinem Gedicht *Il linguach romaunsch*:

«L’italiaun ais paraint da noass bun romaunsch  
E pero eir da pü giuvna schlatta,  
Pü cult ais el sgür et ho pü schlaunsch  
Cur cha dallas scienzas as tratta.»<sup>40</sup>

Das Italienische sei ‘gebildeter’ (‘cult’ entspricht dem italienischen ‘colto’ in Segres Registereinteilung: A.1.1. S. 13) und innerhalb wissenschaftlicher Fachsprachen ‘schwungvoller’. Und so empfiehlt de Flugi in

---

Allgemeinheit geschrieben» (1971: 26). In diesem Zwiespalt befindet sich jeder Herausgeber, findet er. Zur Unterscheidung Intertextualität/Interdiskursivität cfr. Segre 1984.

<sup>39</sup> «Entscheidend ist die Artikulation des Unbefriedigtseins an der überkommenen Dichtungssprache, am, wie Rimbaud auch sagte, ‘poetischen Trödelkram’, ‘la vieillerie poétique’. In der Tat werden nun, in der Moderne, gerade all die lexikalischen Elemente, die das Wörterbuch mit dem Index ‘poetisch’ versieht, Typus Lenz statt Frühling, Au statt Wiese, von der Dichtung ausgeschlossen: dies nun gerade nicht, sondern das direkte, das übliche Wort!» (Gauger 1990: 189.) In Italien wendet sich A. Manzoni schon 1850 gegen die ‘Dichtungssprache’: «Nessun lettore, spero, confonderà lo stile poetico, proprio d’ogni scrittore (...), con quell’insulsa cosa che si chiamava così impropriamente ... lingua poetica: come se in una lingua ci potessero essere altre lingue» (in: 1985: 157; cfr. id. 1981: 364).

<sup>40</sup> Chrest. VIII: 129ff. «Das Italienische ist unserem guten Romanisch verwandt / jedoch von jüngerem Geschlecht / Kultivierter ist es sicher und schwungvoller, / wenn es um die Wissenschaft geht» (V. 19–22).

seinem Gedicht *Als romaunschs ladins*, etwaige Defizite des Romanischen durch Entlehnung aus ‘verwandten Sprachen’ wettzumachen:

«E’ls terms chi as maunchen vi e nò  
 Piglels d’ün linguach chi ais parentò. ( . . . )  
 Tiers vos paraunts il plü fazil chattais  
 Que chi tuna, e chi’s **distingua**;  
 Il latin, il spagnöl e l’italiaun  
 Quists sun ils linguachs chi per nus as afaun.»<sup>41</sup>

‘Distinguier’ (V. 40) bedeutet sowohl ‘unterscheiden’ als ‘auszeichnen’, ‘adeln’. Den beiden Bedeutungen im zitierten Vers entsprechen zwei Funktionen der Entlehnung aus neolateinischen Sprachen: die Markierung des Unterschiedes des Romanischen gegenüber dem Deutschen und die ‘Veredelung’ durch den Ausbau oberer Register. Die Anlehnungspraxis der ladinischen Dichtungssprache ans Italienische beschränkte sich allerdings nicht auf den Versuch, lexikalische Defizite wettzumachen und obere Register auszubauen, sie entwickelte eine eigentliche literarische Gegennorm zur Umgangssprache, die als Indiz von ‘Kultiviertheit’ und Ästhetizität aufgefasst wurde. Es geht, wie Andrea Vital, der letzte Verteidiger schriftsprachlichen ‘Italianisierens’, feststellt, um «pleds importats dalla bell’Italia, per dar ün pa da plü variaziun o ün pa da plü colur e vita a lur discours . . .», «aus dem schönen Italien importierte Wörter, die ihren Reden ein bisschen mehr Variation oder ein bisschen mehr Farbe und Leben geben sollen» (1919: 218). Im 20. Jahrhundert wurde diese sekundäre, ‘artifizielle’ Norm durch die ‘questione ladina’ zum sprachwissenschaftlich, aber auch politisch brisanten Problem. Die Nähe zum Italienischen wurde als Bedrohung der Eigenständigkeit des Romanischen aufgefasst, wichtige Vertreter der ‘romanischen Bewegung’ wie Chasper Pult und Peider Lansel begannen, die Wiederannäherung der ladinischen Schriftsprache an die mündliche Umgangssprache zu fordern<sup>42</sup>. «Mo nus nun vulain savair ingüñas novas

<sup>41</sup> Chrest. VIII: 153 f. «Und die Begriffe, die euch da und dort fehlen, / Nehmt sie aus einer verwandten Sprache. ( . . . ) Bei euren Verwandten findet ihr am ehesten, / Was gut klingt und euch auszeichnet; / Lateinisch, Spanisch und Italienisch, / das sind die Sprachen, die für uns passen» (V. 29 f. und 39–42).

<sup>42</sup> Zur ‘questione ladina’ cfr. Alig 1938, der eine erste, noch wissenschaftliche Diskussion (zwischen Carlo Salvioni und Carlo Battisti auf der einen, C. Decurtins,

d'üna lingua litteraria parallelia ad üna lingua populara, chi'nd vess dad esser necessariamaing inferiura. Nus dumondain impe simplamaing cha minchün tschantscha e scriva rumansch. Quista simpla pretaisa es üna cundanna radicala da tot linguach artificialmaing litterari, del gener cha dr. Robert Planta cloma 'blasse Schul- und Buchsprache' cun sia muschna d'italianisms e germanisms etc. D'üna tala lingua literaria unica, officiala et obligatoria ... stovainsa 'ns perchürar sco da la pesta» (Lansel 1918)<sup>43</sup>. Besonders eindringlich wendet sich Chasper Pult gegen die unnötige Mode, «da ficher aint prunas da grands pleduns italians», «haufenweise aufgeblähte italienische Wörter einzuschleusen» (1941: 10). Durch diese Praxis habe sich im Bewusstsein des Volkes die Vorstellung breitgemacht, «cha bun in scrittüra saja be quai chi variescha fermamaing dal tschantschar da mincha di», «dass gutes Schriftromanisch nur dasjenige sei, das vom alltäglichen, mündlichen Sprachgebrauch stark abweiche» (1941: 13, cfr. 15). Dieses 'imaginäre Schriftromanisch', 'rumantsch scrit imaginari' (ibid. 16) gründe auf einem 'horror vulgaritatis' (S. 17), der die gesprochene Umgangssprache fälschlicherweise für einen 'Dialekt' halte. Dahinter stecke als 'ästhetisches Bedürfnis', 'bsögn estetic' (S. 42) die «Lust, sich mit künstlichen Blumen aufzutakeln», «vöglia da's far grands cun fluors finta» (1941: 38). Die restaurative Empfehlung lautet dahin, den 'künstlichen Ramsch', 'rüzia artificiala' (S. 24) auszumerzen, die Schriftsprache

---

J. Jud, P. Tuor, P. Lansel und R. v. Planta auf der andern Seite) von einer zweiten, fast ausschliesslich polemischen in den Dreissiger Jahren unterscheidet. Cfr. Battisti 1937, Liver 1969: 150, Derungs-Brücker 1980. Zum Einfluss des Italienischen auf das Ladin cfr. Diekmann 1981, Kristol 1985.

<sup>43</sup> Lansel 1918. Zitat nach Vital 1919: 201. «Wir wollen nichts wissen von einer Schriftsprache, die parallel zu einer angeblich niedrigeren Volkssprache besteht. Wir verlangen dagegen einfach, dass jedermann romanisch spreche und schreibe. Diese einfache Forderung bedeutet eine radikale Verurteilung jeder künstlich literarischen Sprache, die Dr. Robert Planta «blasse Schul- und Buchsprache» nennt, mit ihren sehr häufigen Italianismen und Germanismen etc. Vor einer solchen einzigen, offiziellen und obligatorischen Literatursprache ... müssen wir uns hüten wie vor der Pest.» Cfr. Lansel 1937: 41.

an die mündliche Umgangssprache<sup>44</sup> anzunähern und – was aufmerken lässt – an die schriftlichen Normen der ladinischen ‘Klassiker’ des 16. und 17. Jahrhunderts, die viel näher bei der gesprochenen Sprache lägen<sup>45</sup>. Mit dieser letzten Forderung erhält Pults Manifest gegen die ‘falschen Puristen’, ‘purists a la rinversa’ (1941: 17) selber eine puristische Schlagseite: die restaurative Wiederbelebung des als ‘reiner’ vorgestellten, älteren Sprachgebrauchs wird als Annäherung an die ‘Umgangssprache’ dargestellt. Gegen die Forderungen Pults und Lansels wendet sich Andrea Vital, der auf distinktive und ‘distinguierte’ schriftsprachliche Normen beharrt. Alle Schriftsprachen, auch die romanischen «... as laschan redscher da ledschas linguisticas scientificas ed as distinguau in quaista maniera dal möd da discuorrer del pövel, chi's regla be seguond ledschas foneticas natüralas» (1919: 200)<sup>46</sup>. Der strengeren Norm (‘wissenschaftliche’ vs. ‘nur natürliche Regeln’) entsprechen höhere Stilregister, die grundsätzlich als situative Varietät aufgefasst werden. Mit gewissen Beschränkungen gegen oben verfügt über sie auch die Unterschicht: «Il plü simpel paur, sch'el ha dad ir in redundanza comunala (...) fa ün pa toaletta. E sch'el ha da tour il pled avant seis convaschins, schi non discuorra el sco ch'el discuriss, giand davo sia lavur, cun seis pruoder Chasper o seis cumpar Melcher . . . , dimpersai el tschercha, da's exprimer linguisticamaing e materialmaing il plü correct ch'el sa» (ibid. 203). Entsprechend höher sind die Erwartungen, die an einen Pfarrer, Referenten oder Festredner zu stellen sind: «E que ch'els discuorran ha eir dad esser elevà, solen, nella fuorma e nella materia, na

<sup>44</sup> «Imprendai a tour voss'aua our da la funtana vivainta, our da la bocca dal pövel alla buna . . . » («Lernt, euer Wasser aus der lebendigen Quelle zu schöpfen, aus dem Mund des einfachen Volkes . . . » (S. 11, ausführlicher dazu unten A.1.3.) «Rafüdai da's far bels cun pennas estras. Davent cul artifizi e turnai pro mamma natüra.» («Hört auf, euch mit fremden Federn zu schmücken. Weg mit dem Künstlichen und zurück zu Mutter Natur» (1941: 47).

<sup>45</sup> «Schicken wir endlich einmal den künstlichen Ramsch ins Pfefferland und kehren wir zu unserem *Travers* und *Bifrun* und *Champell* zurück» (1941: 24). «Wenn man genau hinsieht, liegt das geschriebene Wort dieser unserer ersten Autoren näher beim gesprochenen unserer Tage, als viele moderne Texte mit ihren dauernden Imitationen» (ibid. 41).

<sup>46</sup> «... lassen sich von wissenschaftlichen, linguistischen Regeln leiten und unterscheiden sich so von der Sprechweise des Volkes, die sich nur nach natürlichen phonetischen Regeln richtet.» Zur grösseren ‘Geregeltheit’ der Schriftsprache cfr. Baum 1987: 41, Nabrings 1981: 163 ff.

be üna baderlada improvisada, dimperse ün discours stüdgià, bain compost e bain ordinà tenor las ledschas retoricas, ch'el non cugnuoscha, per las qualas el ha però ün sentimaint instinctiv, e bricha nella lingua vulgara da minchadi, ma in üna lingua bella, correcta, ‘sögnada’, . . . propri in nossa lingua literaria, cha Pult nomna cun snöss ‘nos romantsch dellas domengias’ . . .» (ibid. 204). Noch höher als die Literatursprache: «plü regolara, plü correcta, plü cultivada e plü elevada co la lingua del simpel hom del pövel . . .» (ibid.)<sup>47</sup> wird schliesslich die Dichtungssprache plaziert: «E scha quaist ais güst per ün cuedesch in prosa, non avess que dad esser güst amo in plü ot gra per ün cuedesch poetic . . .?» (ibid.)<sup>48</sup>. Geschickt ist die Rechtfertigung dieser ‘Sprache’ – sie wird mit dem auch von Segre (A.1.1. S. 13) gebrauchten Begriff als ‘aulica’ bezeichnet – mit dem Hinweis auf ihre ‘Historizität’: «Eir quai sarà üna chose bainischem contschainta, cha quaista ‘lingua aulica’ non ais crodada giò da tschel bell'e fatta, ma bleranzi . . . avet dabsögn da passa traís seculs, per as sviluppar nel spiert e nel stüdi e

<sup>47</sup> «Der einfachste Bauer macht, wenn er zur Gemeindeversammlung muss, ein bisschen Toilette. Und wenn er vor seinen Mitbürgern das Wort ergreift, so spricht er nicht, wie er bei der Arbeit spräche, mit seinen Kumpeln Chasper oder Melcher . . ., sondern versucht sich sprachlich und materiell so korrekt auszudrücken, wie er kann» (203). «Und was sie reden, hat auch gehoben zu sein, erhaben in Form und Inhalt, kein improvisiertes Plaudern, sondern eine durchdachte, gut aufgesetzte, von rhetorischen Gesetzen streng geregelte Rede, Gesetze, die er nicht kennt, für die er aber ein instinktives Gefühl hat; und nicht in der vulgären Sprache des Alltags, sondern in einer schöneren, korrekteren, ‘erträumten’ Sprache, . . . genau unsere Literatursprache, die Pult spöttisch ‘unser Sonntagsromantisch’ nennt» (204). Die Dichtungssprache ist: «geregelter, korrekter, kultivierter und erhabener als die Sprache des einfachen Mannes aus dem Volk» (ibid.). Bei den höheren Varietäten zeigt sich die typische Verschränkung von situativen mit sozialen Kriterien; dazu Nabrings 1981: 167. In Umkehrung der Forderung: «Schreibe, wie du redest!» (dazu Gauger 1988: 9–25) fordert Vital von Referenten und Festrednern, sie sollen reden wie ‘gedruckt’. Der Unterschied zwischen ‘Mündlichkeit’ und ‘Schriftlichkeit’ ist nicht (nur) eine Frage des Mediums: cfr. Gauger ibid. 18.

<sup>48</sup> «Und wenn dies für ein Prosawerk gilt, sollte es nicht noch in verstärktem Masse für ein poetisches Werk gelten . . .» Cfr. dazu Bachtins Unterscheidung von Prosa und Poesie: A.1.1. S. 16.

nella penna da noss auuors ils plü prominents, e continuerà sperain a's sviluppar . . .» (S. 203)<sup>49</sup>.

Die beiden Positionen in diesem Streit um die Beziehung zwischen mündlicher Umgangssprache und Schrift-Literatursprache implizieren unterschiedliche Vorstellungen von ‘Literarizität’ oder ‘Poetizität’. Ihrer Grundtendenz nach lassen sie sich auf ‘klassizistische’ (Vital) und ‘realistisch-expressive’ (Pult, Lancel) Vorstellungen zurückführen. Mit der Empfehlung, bei den romanischen ‘Klassikern’ zu lernen, was reines Romanisch sei, bekommt auch Pults Position eine klassizistische Schlagseite. Als ‘klassizistisch’ werden damit zwei Grundverfahren angesprochen, die in Dichtung und Prosa des 20. Jahrhunderts wirksam bleiben: **Entlehnung und Archaisierung.** Innerhalb der ersteren muss die standardisierte schriftsprachliche ‘Italianisierung’ des Ladin (der ersten Jahrhunderthälfte) von der gelehrteten, in allen Idiomen verbreiteten Entlehnung aus dem Lateinischen oder neolateinischen Sprachen unterschieden werden. In den Texten selbst zeigen sich die beiden skizzierten Positionen in viel komplexeren Verbindungen als in den theoretischen Streitschriften. So sind auch die Texte von Lancel, Men Rauch, ja von Pult selber alles andere als frei von Italianismen. Auch sie stehen in einer schriftsprachlichen Tradition, die leichter programmatisch abzulehnen als tatsächlich zu überwinden ist. Die grössten Schwierigkeiten bei der Dokumentation der italianisierenden Anlehnung bereiten die puristischen (Neu-)Ausgaben: eifrige Nachgeborene gaben und geben sich alle Mühe, ältere Texte von italienischen Entlehnungen zu ‘reinigen’ und verfälschen damit deren sprachhistorisches Profil<sup>50</sup>.

<sup>49</sup> «Auch das dürfte bestens bekannt sein, dass diese ‘aulische Sprache’ nicht fix und fertig vom Himmel gefallen ist, sondern dass sie vielmehr über drei Jahrhunderte gebraucht hat, um sich im Geist und in der Feder unserer prominentesten Autoren zu entwickeln, wo sie sich hoffentlich weiter entwickeln wird . . .»

<sup>50</sup> Wo diese puristische Verfälschung bei der Zweitausgabe geschieht, kann sie verifiziert werden; cfr. unten C.2.2. S. 643. Schlimmer, weil unkorrigierbar, ist sie bei der Erstausgabe. Ein Beispiel dafür ist A. Peers Ausgabe von Chasper Pults *Papparin* (1954): «Daperüna cun Jon Pult n'ha eu adattà il text a l'ortografia nouva e müdà varsaquantas expressiuns chi traivan sül talian. Quai vain nus pudü far, persvas cha'l scriptur dal ‘Testamaint’ vess sainza fal revais svessa il text ant co'l dar oura e t'il culà in quel rumantsch ch'el ha svessa güdà a pürifichar.» («Im Einverständnis mit J. P. habe ich den Text der neueren Orthographie angepasst und einige italianisierende Ausdrücke ersetzt. Wir haben dies in der Überzeugung machen können, dass der Autor des ‘Testamaint’ den Text vor der Pu-

Als Beispiel ladinischer Dichtungssprache des 19. Jahrhunderts zuerst einige Verse des Dichters und Lexikographen Zaccaria Pallioppi (1820–1873), dessen Lyrik aufgrund ihrer Sprache, Metrik und Strophik mehrfach als ‘klassisch’ charakterisiert wurde<sup>51</sup>.

### Allas stailas

O stailas d’or, cu ria  
 Affabel vossa glüscht!  
 Pigliè’m, pigliè’m d’acquia  
 Cun mieu fervent giavüsch!  
 Pigliè’m da taunt’asprezza,  
 Chi’m velenesch’il muond,  
 Al sain da tenerezza  
 Immensamaing profuond! (V. 1–8)

### Ziev’ün temporel da sted

O balsam dutsch a sech terrain,  
 Sün aspra not che di serain!  
 Benign confort per ogni mel,  
 Tü maestus Regent in tschêl! (V. 7–10)

blikation ohne Zweifel selber revidiert und in jenes Romanisch gegossen hätte, zu dessen ‘Reinigung’ er selber beigetragen hat» [S. 9].)

<sup>51</sup> Zitiert nach Lansel, *La musa ladina*, 1918<sup>2</sup> (23, 27). Zu Pallioppis Amtsprosa schreibt Vital: «Seis protocols, chi non pon avair quanto a lur contenuto oter co ün interess local, sun quanto a lur fuorma ün stupend monumaint da prosa romantscha classica.» («Seine Protokolle, die von ihrem Inhalt her nur von lokalem Interesse sein können, sind von ihrer Form her ein grossartiges Monument klassischer romanischer Prosa.») (Chrest. VIII: 543.) Zu Pallioppis drittem Gedicht-Bändchen (1868) findet ein Renzentsent (C.), es beginne damit eine neue ‘Periode’ romanischer Dichtung «chi uossa renderò populera la poesia classica e d’arte in möd taunt eclatant, scu cha que nun ais dvanto forsa niauncha in Germania, chi fin accò cun grand success ho naturaliso las fuormas poeticas taunt dels pövels antics, cu dels moderns» («... die jetzt die klassische Poesie und die Kunstpoesie auf so eklatante Art populär machen wird, wie dies vielleicht nicht einmal in Deutschland geschehen ist, wo die poetischen Formen der antiken wie der modernen Völker mit grossem Erfolg naturalisiert wurden» [Zitate nach Vital, Chrest. VIII: 558]). Zur Einführung klassischer Metrik durch Pallioppi cfr. Vital ibid: 561: «Ad el ingraziain nus il metro elegic nella fuorma da distico e dad epigram, il sonet ... il metro asclepiadic ... e'l metro saffic ... la terzina dantesca ... l’octava calabraisca.» Cfr. auch Bezzola 1979: 358 f., Deplazes 1990: 119, unten Anm. 71.

‘Affabel’ (V. 2) wird vom DRG (v.) als ‘Lehnwort’ bezeichnet ‘fervent’ (V. 4) ist ein gelehrter Latinismus der religiösen Sprache, ‘asprezza’ (V. 5) ist zwar alt, aber selten (DRG), ‘velener’ ist eine Lehnbildung zu italienischem ‘avvelenare’, ‘tenerezza’ ist ein italienisches Fremdwort<sup>52</sup>, die Verse 7–8 sind ein Durchschlag des italienischen: «Al sen di tenerezza / immensamente profondo». Im nächsten ist Vers 9: «Benign confort per ogni mel» ein Beispiel des durchdrückenden italienischen: «Benigno conforto per ogni male». ‘Benign’ ist ein spätes Lehnwort (DRG), ‘confort’ ist die gelehrt Wiederanlehnung von oberengadinischem ‘cuffüert’ ans Italienische, zu ‘ogni’ urteilt Pult: «toscanischem, davent cun el», «erztoskanisch, weg mit ihm» (1941). Das Urteil des Dichterkollegen Simeon Caratsch über die Sprache Pallioppis: «linguach pür, elegant, na masdo cun otras linguas u dialects»<sup>53</sup> ist aus heutiger Sicht äusserst merkwürdig, zeigt aber nur die Zeitbedingtheit puristisch-klassizistischer Vorstellungen von ‘Reinheit’. Dass Pallioppi klassische ‘poetische’ Rhetorik beherrscht, zeigen die Verse 7–8 des zweiten Beispiels:

O balsam dutsch a sech terrain,  
Sün aspra not che di serain!

Zwei Chiasmen, wechselnde Verteilung von Substantiv und Adjektiv (SAAS im ersten, ASSA im zweiten Vers), zwei semantische Antithesen im Innern (‘dutsch’ vs. ‘sech’ und ‘not’ vs. ‘di’); chiastische Verteilung von Positivem (‘balsam dutsch’, ‘di serain’) und Negativem (‘sech terrain’, ‘aspra not’) zwischen den beiden Versen. Die nächsten Verse sind von G. F. Caderas (1830–1891)<sup>54</sup>:

<sup>52</sup> Cfr. Pult 1941 (v.) ‘tener’ (italianischem) und ‘tenerezza’. Wie ‘velen (it.) – rum. tössi’ (zu ‘velener’) sind sie mit einem Kreuz versehen. Dieses steht für: «fulasters chi s’han fuats aint da na massa lönch e chi claman davoman nouvs cumpagns nanpro, quaista rüzia chi’d ais ura da trametter sur ils cunfinz oura, d’ingiuonder ch’ella ais gönüda . . .» («Fremde, die sich erst vor kurzem eingeschlichen haben und die dauernd neue Kumpanten herbeirufen, dieser Ramsch, der längst über die Grenze dahin geschickt werden müsste, woher er gekommen ist» [ibid. 49].)

<sup>53</sup> «reine, elegante, mit keinen andern Sprachen oder Dialekten vermischt Sprache» (Zitat nach Vital, Chrest. VIII: 552).

<sup>54</sup> Zitate nach Lancel 1918<sup>2</sup>: 66, 67. Zur traditionellen Topik und Rhetorik bei Caderas cfr. unten A.3.1.1. S. 191 ff.

**Ultim salüd d'l'utuon chi moura!**  
 Aint in tieu sguard, giuvnetta, brilla  
 Ün raz doro, primaveril;  
 Ta vista püra e tranquilla  
 Ais sco ün sömmi giuvanil. (V. 1–4)

**Cun mieus infaunts e ma famiglia**  
 Mieus vers sun be intims affets  
 Chi comovettan l'orma mia; (V. 1 f.)

‘Brilla’ (V. 1), ‘primaveril’ (V. 2 statt: ‘prümavairil’), ‘tranquilla’ (V. 3) sind Italianismen, ‘giuvanil’ (V. 4) statt ‘giuvenil’ ist ebenfalls italienischem Einfluss zuzuschreiben. ‘Affet’ (V. 1) ist die italianisierende Variante zu ‘durchaus nicht volkstümlich(em)’ ‘affect’ (DRG v.); die Stellung des possessiven Adjektivs in ‘l’orma mia’ (V. 2) zeigt, dass sich das ‘Italianisieren’ auch auf der syntaktischen Ebene auswirkt. Nicht nur der Sprachgebrauch, auch die rhetorischen Stereotype solcher Verse deuten auf italienische Quellen (‘Libretto’-Lyrik des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts). In Versen dieser Emigranten-Lyriker des 19. Jahrhunderts erreicht die ‘Italianisierung’ ein solches Ausmass, dass sie ohne Rückübersetzung ins Italienische nicht zu verstehen sind. So sind in Giovanni (Jon) Luzzis (1856–1948) *Adiou!* (1885, in: Lansel 1918<sup>2</sup>: 106) die Verse:

«Adiou!... Non larma angoschius'e mesta  
 hoz ha per tai.» (V. 15 f.)

nur auf dem Hintergrund des italienischen: «Non lacrima angoscios'e mesta oggi ho per te» verständlich. Nach Pult liefert die italianisierende Dichtungssprache verfängliches Anschauungsmaterial zur Untermauerung der irredentistischen These, das Romanische sei nichts weiter als ein etwas ‘unreiner’ italienischer Dialekt. Zur Veranschaulichung dieser Gefahr zitiert er zwei Verse Florian Grands (1847–1936), eines der letzten erklärten ‘Klassizisten’ unter den Engadiner Lyrikern, und vergleicht sie mit der italienischen Übersetzung:

«daman coll’alba spunterà l’aurora della libertà»  
 «domani coll’alba spunterà l’aurora della libertà»<sup>55</sup>

Die allmähliche Ablösung der Mode des Italianisierens erfolgt, entsprechend dem von Pult formulierten Programm, durch die Wiederannäherung der ‘Dichtungssprache’ an die gesprochene Umgangssprache und durch archaisierende Wiederbelebung des Sprachgebrauchs romanischer ‘Klassiker’. Diese zweite Tendenz soll hier im Vordergrund stehen, weil sie den Dichter zum Philologen macht und den Zusammenhang zwischen Poesie und hohen, bildungssprachlichen Registern auf andere Weise wiederherstellt. Beispiele der prekären Verbindung zwischen Resten italianisierender Dichtungssprache, umgangssprachlich-dialektalen Registern und gebildeten Archaismen finden sich in den Gedichten Peider Lansels (1843–1963)<sup>56</sup>. Sein berühmtes Gedicht *Il vegl chalamer* enthält ein poetologisches Programm.

<sup>55</sup> F. Grand, *La guardia grischuna* (V. 23 f. Es sind zwei Verse: «Daman coll’alba spunterà / L’aurora della libertà», cfr. Lansel [Hrsg.] 1918<sup>2</sup>: 100). Dazu Pult 1941: 13 f. mit ausführlichem Kommentar. Bezzola attestiert Grand «üna lingua clera e ‘classica’» und eine «nöbla ambiziun dad uzer la litteratura rumauntscha sül s-chalin da las grandas litteraturas europeicas», «eine klare und ‘klassische’ Sprache» und einen «edlen Ehrgeiz, die romanische Literatur auf die Ebene der grossen europäischen Literaturen zu heben» (Bezzola 1979: 407).

<sup>56</sup> «... sa poesia lirica nu dvantet lönch na populera; ella eira memma persunela e la predilecziun dal poet per sieu pled da Sent e per fuormas arcaicas disturbaivan il grand public. La popularited hoz pü generela resultet in part eir da concessiuns dal poet a la lingua scritta ufficiela e cun que accessibla a tuots ...» («... seine lyrische Dichtung wurde lange nicht populär; sie war zu persönlich, und die Neigung des Dichters zu seinem Sentner Dialekt und zu archaischen Formen hielt das grosse Publikum ab. Die heute allgemeinere Popularität geht teilweise auf Konzessionen zurück, die der Dichter an die offizielle, allen zugängliche Schriftsprache machte.» [Bezzola 1979: 404, Hervorhebung C. R.]). «Dieses urmächtige Hervorbrechen der heimatlichen Dorfmundart von Sent, diese tieferfühlte Wiederbelebung alter stimmungsbeladener Form- und Wortbildungen wurde von der grossen Masse als eigenwillig und gekünstelt empfunden ...» (Bezzola 1933, nach Peer 1966: 367). Zum *Vegl Chalamer* schreibt Robert von Planta: «Der leicht altertümliche und zugleich echt volkstümliche Duft, der auf der Sprache liegt, hat etwas höchst Anziehendes» (Brief an Lansel 23.5.1922, zitiert nach Peer 1966: 365).

Perch'als poets, la schlatt'ha da tots temps  
 surdat la clav da seis tesor zopà.  
 Libramaing ch'and disponan, pisserond  
 quel nö'be da mantgnair mo d'craschantar; (95)  
 cha'ls abiadis, plü tard, dumondan quint.

Tschert, il poet nun dess as stanglantar  
 da tgnair sot ögls a l'invlüduoss preschaint,  
 il spejel del passà – mo sa mischiun  
 cun ciò nun es lönc h brich'amo glivrada. (100)  
 A quants chi müts id orbs van per quai sot  
 sto'l render vzüd'e vusch. – Als tants, rantads  
 tras ils lioms tirannics d'minchadi  
 vi da terra (pac oter co'ls armaints)  
 ha la poesia d'imprastar sas alas,  
 per as dozar suror'a la bassüra: (105)  
 «cha l'hom nun viva be da pan sulet».

Oravant id amunt, a far la rottà,  
 sto il poet – vers cuolmens vi' plü ôts –  
 per dervir horizonts, saimper plü largs,  
 da bellezz'i d'buntad al pövel seis. (V. 92–111)<sup>57</sup>

Der den Dichtern anvertraute ‘Schatz’ ist hier in erster Linie ein sprachlicher, die beiden Aufgaben (V.95), die des ‘Bewahrens’ (‘mantgnair’) und die des ‘Vergrösserns’ (‘craschantar’; richtig: ‘creschantar’ cfr. Peer 1966: 371) bezeichnen auch die beiden hier interessierenden Verfahren der literarischen Archaisierung (‘Bewahren’) und Entlehnung

<sup>57</sup> Zitiert nach der Erstausgabe: Chalender Ladin 1922: 13–16. Die entsprechenden Verse der Peer-Ausgabe (1966: 7–11, cfr. 369–371; zur Manuskripttradition und den Korrekturen Lansels ibid. 364 ff.): «Il poet nun as dess mā stanglantar / da tgnair dvant(sic) ögls a l'invliduoss preschaint / il spejel da plü bod, mo sa mischiun / cun quai nun es amo lönc h brich glivrada. / A quants chi müts ed orbs van per quai suot / sto'l render vzüd'e vusch. Als plüs, rantats / vi da terra (pac oter co armaints), / ha la poesia d'imprastar sas alas / per as dozar surour tuotta bassüra, / cha «l'hom nu viva be da pan sulet!» / Ouravant ed amunt, sto il poet / far la ruotta, vers cuolmens vieplü ots, / scuvernand orizonts saimper plü largs / da bellezz'e buntà al pövel seis.» (Zu Lansels *Il vegl chalamer* cfr. unten A.3.2.1. S. 246 f.)

(‘Vergrössern’). Die Vorstellung des Dichters als Prophet, der sein Volk über die mit dem Predigtwort ‘bassüra’ (cfr. DRG v. und it. ‘bassura’) bezeichneten ‘Niederungen’ des Alltags zu den hohen Idealen von Schönheit und Güte hinaufgeleitet, ist, wie das Wort ‘bassüra’, importiert. Auf den Sprachgebrauch übertragen wirft sie ein neues Licht auf Lansels programmatische Ablehnung einer distinktiven ‘Dichtungssprache’ (oben, Anm. 43). Die ‘vielen’ (1922, V. 102, später als ‘plüs’, ‘die meisten’) sind nicht nur vergesslich (cfr. V. 98), blind und mit den Fesseln des Alltags ähnlich dem Vieh (V. 104) an die Erde gekettet, sie sind auch ‘stumm’ (V. 101: ‘müts’). Diese elitäre Sichtweise steht im Widerspruch zur romantischen Vorstellung von der Poetizität der Volkssprache, wie wir sie bei Camathias gefunden haben. Sie steht auch der Betrachtungsweise Pults diametral entgegen, der ebenfalls die Erdgebundenheit der Unterschicht festhält, darin aber eine Garantie für die Reinheit der Volkssprache als ‘lebendige Quelle’<sup>58</sup> des Romanischen sieht. Dies legt die Hypothese nahe, Lansels poetischer ‘Dialektismus’ habe viel eher die ideologisch-sprachkämpferische Funktion der ‘Abhebung’ des Romanischen gegenüber dem Italienischen, als dass er den Versuch bedeute, die Ästhetik des Gesprochenen für die Dichtung nutzbar zu machen. Tatsächlich bleibt Lansels ‘Dialekt’ weitgehend<sup>59</sup> auf die gegen die orthographische Norm verstossende, an die Lautung des gesprochenen Vallader angenäherte Schreibweise einzelner Formen beschränkt: ‘tots’ (V. 92, 1966: ‘tuots’), ‘disponan, pisserond’ (V. 94, 1966: ‘dispuonan, pisserand’), ‘nö’, ‘mo’ (V. 95), ‘dumondan’ (V. 96, 1966: ‘dumandan’), ‘es’ (V. 100), ‘müts id orbs’ (V. 101, 1966: ‘müts ed orbs’ cfr. V. 108), ‘jet’ (V. 5, 1966: ‘giand’), ‘fin jo’ (V. 6, 1966: ‘fin

<sup>58</sup> «Imprendai a tour voss’ua our da la funtana vivainta, our da la bocca dal pövel a la buna chi chi ais tuot an lià vi da nos tratsch e nun ha peida dad ir pel muond intuorn e da lejer cudeschs e gazettas chi nu glivran plü. Là stuvain nus tuots, eir ils plü scorts, ir a scoula. Els nos paurs, na ils sciensiats o filologs, sun ils vairs depositaris da nos rumantsch.» («Lernt es, euer Wasser aus der lebendigen Quelle, aus dem Munde des einfachen Volkes zu schöpfen, das das ganze Jahr an unsere Erde gebunden ist und keine Zeit hat, in der Welt herumzureisen und endlos Bücher und Zeitungen zu lesen. Dort müssen wir alle, auch die Klügsten, in die Schule gehen. Sie, unsere Bauern, nicht Wissenschaftler und Philologen, sind die eigentlichen Garanten unseres Romanisch.» [1941: 15])

<sup>59</sup> Als ‘volkssprachlich’ können noch einige wenige, expressiv markierte Wendungen aufgeführt werden: «... (s’dond brav jo per las piclas)» (V. 30), «... müts id orbs van per quai sot» (V. 101).

giò')<sup>60</sup>. Im lexikalischen Bereich finden sich einige wenige Italianismen: ‘del passà’ (V. 99, 1966: ‘da plü bod’), ‘cun ciò’ (V. 100, 1966: ‘cun quai’), ‘saimper’ (V. 110) neben häufigeren romanischen Archaismen: ‘veider’ (V. 1), ‘chi fuo’ (V. 13), ‘juguals’ (V. 16), ‘chanzun bandusa’ (V. 49, archaisch-kirchensprachlich cfr. DRG v.), ‘leidezza’ (V. 80), ‘buntad’ (V. 111), ‘fideltad’. In den Bereichen Semantik und Syntax dagegen sind Lansels Verse von Interferenzen und Entlehnungen aus dem Italienischen überaus deutlich gezeichnet. Semantische Interferenz, Lehnbedeutung und Lehnsyntax werden auch bei der ‘Entitalianisierung’ nicht erfasst und finden sich auch noch in neueren Fassungen. Im Bibelzitat: «cha l’hom nu viva be da pan sulet» (V. 107) übernimmt rom. ‘hom’/‘Mann’ von italienisch ‘uomo’ die Lehnbedeutung ‘Mensch’. In: «A quants chi müts id orbs . . .» (V. 101) erfährt romanisch ‘quants’: ‘wie viele’ (interrogativ, exklamativ) nach dem Vorbild von italienischem ‘quanti’ eine interferentielle Funktionserweiterung zum Demonstrativpronomen: ‘all diejenigen, welche . . .’. ‘. . . Suror’ a la bassüra’ (V. 106, 1922), in späterer Fassung: ‘surour tuotta bassüra’ (1966) ist eine Lehnübersetzung von italienisch ‘sov’ogni bassura’, bei der ‘tuot’ + Substantiv (rom. nur ‘ganz’) von it. ‘ogni’ die Lehnbedeutung ‘jedwelche’ übernimmt. In: ‘. . . al pövel seis’ (V. 111) geht der enklitische Gebrauch des possessiven Adjektivs auf das Italienische zurück. Vers 121: «Schapür lur’alch d’méis vers es destinà / da survivre . . .» (1922) wird später zu: «Scha per sort, alch meis vers han da survivre, / lura sa bain . . .» (1966): ‘alch meis vers’ ist eine Lehnübersetzung von italienischem ‘alcuni miei versi’ und ist für sich genommen auf romanisch völlig unverständlich. Das fehlende Pronomen beim konjugierten Verb: ‘lura sa . . .’ (statt: ‘saja’) ist ein verbreiteter syntaktischer Italianismus (cfr. Pult 1941: 31). Die Beispiele zeigen, dass Lansels poetischer Sprachgebrauch vom Zusammenfluss verschiedener kontroverser Tendenzen (‘Dialektismus’, Archaisierung, italianisierende Dichtungssprache) gekennzeichnet ist. Die notorische Überbewertung orthographischer Normen verleitet dazu, von entsprechenden Verstößen Lansels vorschnell auf den allgemein umgangssprachlichen Charakter

<sup>60</sup> Cfr. dazu Vital 1919: 188. Neben solchen lautlich-orthographischen Abweichungen unterscheidet Vital in Lansels Schriften drei Kategorien: antiquierte Schreibweisen, die wahrscheinlich nie der Lautung entsprachen, solipsistische Formen, die keiner Lautung oder Orthographie entsprechen und Italianismen.

seines Stils zu schliessen. Vor allem ein Studium der Syntax Lansels dürfte dagegen zeigen, wie sehr er der traditionellen italienischen und der engadinischen, italianisierenden Dichtungssprache verhaftet bleibt.

Die eigentliche literarische Umsetzung der von Pult verlangten ‘Restauration’ der Schrift- und Dichtungssprache erfolgt in der nächsten Generation: in der Prosa markiert das Werk von Cla Biert (1920–1981)<sup>61</sup> eine entscheidende Wende, in der Lyrik wird die komplementäre, klassizistische Forderung von Pults Programm, die ‘Wiederbelebung’ des alten Romanisch, unter anderem von Andri Peer (1921–1985) eingelöst. Im Vorwort zu Chasper Pults posthum publiziertem *Papparin* zählt A. Peer die Leistungen der rätoromanischen Philologie der Generation von Chasper Pult auf: «Ella (la filologia rumantscha C. R.) ha sdasdà la conscienzcha rumantscha chi'd eira quella jà in povers peis d'aua, e'l dalet per l'aigna custaivla ierta; ella ha salvà ils bains vardaivels our da blera rüzcha estra chi'ls sgradaiva; ella ha fat uorden ingio chi'd eira dischuorden; ella ha cussglià ils magisters ed aguaglià ils poets e'ls drivi las abundantas chaminadas da la lingua. Nun invlidain cha noss plü grands poets han stübgia a fuond il rumantsch (...) tadland cun uraglia fina la verva dals vegls e la tschartscha da lur temp, e giand modest inavo pro las funtanias ad arschantar la bocca» (1954: 7)<sup>62</sup>. Peer attestiert hier ‘unseren grössten Dichtern’ die Beherzigung und Umsetzung der von Pult in seinem *Testamaint* (1941) erhobenen Forderungen nach Orientierung an der mündlichen Umgangssprache und am Sprachgebrauch der ‘Klassiker’. Dies trifft auf keinen ‘unserer grössten Dichter’ besser zu als auf Peer selber. In seinem *Diari* (1982) erklärt er, was ihm das Studium romanischer Klassiker bedeutet: «In quist retuorn pro'ls classics ... am sainta portà d'üna musica, mo eir d'ün spiert ru-

<sup>61</sup> Zu Bierts ‘Rückprojektion’ eines entsprechenden Sprachgebrauchs auf Men Rauch cfr. unten S. 43 f. Zu Varietäten-Vielfalt und Mimesis mündlichen Sprachgebrauchs bei Biert, unten A.1.3.

<sup>62</sup> «Die rätoromanische Philologie hat das romanische Gewissen aufgerüttelt, um das es damals nicht gut stand, und die Freude am eigenen, wertvollen Erbe geweckt; sie hat die wirklichen Schätze aus viel fremdem Ramsch, der sie entstellte, herausgehoben; sie hat Ordnung gemacht, wo Unordnung herrschte; sie hat die Lehrer beraten, die Dichter angespornt und ihnen die reichen Speisekammern der Sprache aufgetan. Vergessen wir nicht, dass unsere grössten Dichter, das Romantische gründlich studiert haben (...), sie haben mit feinem Ohr auf die Verve der Alten gehört und auf die Rede ihrer Zeit, in aller Bescheidenheit zu den Quellen zurückgehend, um sich den Mund zu spülen.»

mantsch genuin chi vöglia pürifichar meis agen scriver e pensar, sainza ins-chürir da massa il stil cun archaïssem chi rendan sà dalunga allergics noss lectuors dvantats cumadaivels ed indolaints» (A. Peer 1982: 152)<sup>63</sup>. Als Korrektiv zum klassizistisch-puristischen Programm des Dichter-Philologen – das Verb ‘pürifichar’ spricht für sich – wirkt die Vorstellung von der beschränkten Sprachkompetenz und bedauerlichen Bequemlichkeit potentieller romanischer Leser<sup>64</sup>. Diese Rücksichtnahme auf die Leserschaft und die von Pult übernommene Vorstellung einer Symbiose zwischen dem schriftlichen Sprachgebrauch der ‘Klassiker’ und der zeitgenössischen Umgangssprache<sup>65</sup> sind für Peers ‘Ausbalancierung’ verschiedener Register im poetischen Text entscheidend. Dazu die folgenden Verse aus Peers *Ars poetica*:

<sup>63</sup> «In dieser Rückkehr zu den Klassikern . . . fühle ich mich von einer Musik getragen, aber auch von einem echt romanischen Geist, der mein eigenes Schreiben und Denken reinigen möge, ohne den Stil zu sehr mit Archaismen zu verdunkeln, die ohnehin unsere bequem und aufsässig gewordenen Leser allergisch machen.» Cfr. Gaudenz 1991: 5.

<sup>64</sup> Ein alter, immer wieder aktueller Streitpunkt zwischen romanischen Autoren und ihrer Leserschaft: wie ‘gutes’ (schwieriges) Romanisch darf man schreiben, wieviel Kompetenz und Lernbereitschaft darf von Lesern erwartet werden: cfr. Schneeberger 1991, Gaudenz 1991.

<sup>65</sup> Peer sieht diese ‘Symbiose’ schon bei Bifrun: «. . . Bifrun, tuottüna ün excellent scriptur, al qual reuschischa üna remarcabla simbiosa tanter la lingua dals illatrats e'l rumantsch da la glieud ‘tadlà giò'd bocca al pövel’, sco cha Luther arcumandaiva.» («Bifrun, ein doch hervorragender Autor, dem die bemerkenswerte Symbiose gelang zwischen der Sprache der Gelehrten und dem Romanisch des Volkes, ‘nach dem Munde des Volkes’, wie Luther empfahl» [1982: 151].) Zu Luthers entsprechender Anweisung Gauger 1988: 11 ff. Zu Peer als ‘schwierigem’ und innovativem Dichter cfr. unten C.2.3.2., S. 671.

### Ars poetica

I va greiv da cleger ils pleds  
 per tia poesia.  
 Forsa tils chattast  
 aint il üert dasper chasa,  
 o aint il zardin signuril  
 cun plantas in coreografia.  
 Forsa sün sendas giò d'via, (V.1–7)<sup>66</sup>

Wichtig ist hier die Angabe verschiedenster Register und Diskursbereiche, aus denen sich Peers poetischer Wortschatz zusammensetzt. Die drei metaphorisch angesprochenen Bereiche ‘üert dasper chasa’, ‘zardin signuril’, ‘sendas giò d’via’ lassen sich nicht ohne weiteres in linguistische Begriffe übertragen. ‘Üert dasper chasa’ wird den Bereich zeitgenössischer Alltagssprache bezeichnen, ‘zardin signuril’ kann den Lehnwortschatz neolateinischer Dichtungssprachen meinen, ‘sendas giò d’via’ kann auf poetische Neologismen und Archaismen<sup>67</sup> hinweisen. Die folgenden Verse zum Beleg der entsprechenden lexikalischen Komplexität von Peers Lyrik:

Instant cha nus chaminain  
 sün senda s-champütschaivla,  
 trametta’ns ün raz da glüm  
 aint il cutitsch da la perdiziu.

<sup>66</sup> «Schwer fällt’s, die Worte zu wählen / für dein Gedicht. / Vielleicht findest du sie / im Garten neben dem Haus, / oder im herrschaftlichen Park / mit Bäumen aufgereiht wie zum Tanz. / Vielleicht auf Pfaden ins Abseits,» (A. Peer 1988: 142 f. Übersetzung Camartin.)

<sup>67</sup> Zu Peers Lyrik als Eroberung sprachlichen Neulands cfr. Camartin: «Gedichte sind unkriegerische Eroberungsfeldzüge in sprachliches Niemandsland. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Menge einmal dem solitären Kundschafter folgt» (1988: IV). Zum Archaismus in Peers Prosa cfr. Köhler: «Als sprachliche Besonderheiten entdeckt man in Peers Prosa neben der Verwendung von Archaismen zwei auffallende Merkmale: den häufigen Einsatz von Fachausdrücken und fremdsprachlichen Einschüben» (Köhler 1985: 73). Die metaphorische Antithese ‘zardin’ (‘Park’) vs. ‘Bergwiese’ (grosse Kultursprachen vs. Romanisch) findet sich in Pults *Testamaint* (1941: 40). Dazu Camartin 1985: 99–101.

Dà'ns bandusezza cha neir vanità  
nu possa schmuorvar.  
(*Psalm*, V. 14–19, in: 1969: 53 f.)

cha la pitschna nossa terra tschincla  
da fradgianz'il veider ardimaint.  
(*Chanzun ferma*, V. 8 f., (1969: 55.)

Für ‘s-champütschar’ (‘stolpern’, ‘straucheln’) und ‘schmuorvar’ (‘stinken’, ‘schmähen’, ‘beschimpfen’) muss das Wörterbuch konsultiert werden, ‘cutitsch’ findet sich nicht einmal im DRG, ‘perdiziun’, ‘bandusezza’ und ‘vanità’ sind obsolete Lehnwörter der Kirchensprache, ‘veider’ und ‘ardimaint’ sind archaisch. ‘Tschinclar’ (‘umzingeln’, ‘umfassen’) ist surselvisch und erfüllt eine weitere, sprachpolitische Forderung, diejenige nach der Überwindung der Differenz zwischen den romanischen Idiomen<sup>68</sup>.

Dass auch die Geschichte der Lyrik wie die Literaturgeschichte überhaupt keinen linear fortschreitenden Charakter hat, sondern durch Schlaufen, Rückbesinnungen und Wiederanknüpfungen gekennzeichnet ist, zeigt die ausgeprägt neoklassische Lyrik von Duri Gaudenz (\*1929). In ihr verbindet sich restaurative Sprachpflege mit dem Versuch, Metrik und Prosodik der klassischen, vor allem antiken Lyrik auf romanisch nachzuvollziehen. In seinem ‘philologischen’ Gedicht: *Davant ils ses toms dal Dicziunari Rumantsch Grischun* (in: 1983: 73) ist von der Arbeit der in Chur arbeitenden Lexikographen des DRG die Rede:

Our'a Cuoira suna a l'ouvra cun grond'acribia  
a zavrar materials ils redactuors dal tesaure.

Fin chi'd han pardert pel singul vierv seis artichel  
stona bain petnar tuots documaints allatrats.

Sco ch'üna zunza invi'ed innan fa filar sa barchetta  
sainz'as cuir ingün pos, fin cha'l tessü es glivrà,

<sup>68</sup> Cfr. dazu Pult 1941: 12, Billigmeier 1983: 326, wo festgehalten wird, die romanischen Idiome seien vor der ‘Italianisierung’ des Ladin viel ähnlicher gewesen. Surselvismen finden sich auch in Peers Dante-Übersetzungen: cfr. unten B.2.4.1.

O sco cha barcha da rembels immez las vastezzas da l'aua  
va inavant be plan sieu, sainza dar loc als astents,

Güsta uschè straschinan in lur ufficinas da scienza  
ils sculptuors dal rumantsch sainza pertschaiver la fin.

(...)

Quai sarà'l monumaint chi uondra nossa favella,  
be cha no'ns dumandain: «Viv'la amo usche lönch?»

(V. 1–10, 15 f.)

Durch die Wahl des Distichons (Hexameter-Pentameter) stellt sich dieser Text in eine klassische Tradition. Ähnlich wie oben bei Camathias wird die metrische Struktur durch lautliche Parallelismen – Assonanzen in der Hebung – hervorgehoben<sup>69</sup>. Die lexikalische Ebene ist durch häufige und in einigen Fällen besonders signifikante lautliche und/oder semantische Archaismen gekennzeichnet: ‘zavrar’ (V. 2), in archaisierender Wiedererweiterung der Bedeutung, ebenso ‘favella’ (V. 15)<sup>70</sup>, das latinisierende ‘tesaur’ (V. 2), das den DRG zum ‘Tesaurus’ macht, das archaische ‘vierv’ (V. 3), ‘allatrà’ (V. 4) als Variante zu dem von Peer (v.) als ‘literarisch’ aufgeführten ‘illatrà’, das bildungssprachliche ‘pertschaiver’ (V. 10), das längst durch den Italianismus-Latinismus ‘onurar’ verdrängte ‘uondrar’ (V. 15). Als besonders literarisches Verfahren kann die gegenseitige Aufschaukelung von Bedeutung und Konnotation gelten: ‘allatrà’ – ‘gelehrt’ ist auch als gelehrtes Wort konno-

<sup>69</sup> Im ersten Halbvers kommt es zu häufigen Tonbeugungen, V. 3–9 folgen grundsätzlich dem Distichon-Schema, V. 1 und 10 weichen markant ab. Assonanzen in der Hebung: «Our'a Cuoira suna a l'ouvrä cun grond'acribia» (V. 1), «... immez las vastezzas da l'aua» (V. 7), «... straschinan in lur ufficinas da scienza» (V. 9), «Tesser stona in prescha, remblar chi sflettan ils rembels» (V. 17).

<sup>70</sup> ‘Zavrar’ ist eine Dublette (Allotrop) zum neueren Italianismus-Latinismus ‘separar’ (beide lat. SEPARARE) und wird von Melcher als ‘vegl vaschin’ (‘alteingesessener Bürger’) eingestuft (1906: 208). Die synchrone Bedeutung einschränkung ‘zavrar’: ‘aussondern’ (besonders von Schafen) gegenüber ‘separar’: ‘trennen’, ‘sondern’ wird durch den Kontext (Sichten des DRG-Materials) rückgängig gemacht. ‘Favella’ bezeichnet im gegenwärtigen Vallader nur noch die Sprachfähigkeit (DRG v. 1) (‘perder la favella’), im hier gebrauchten Sinne von ‘Sprache’, ‘Idiom’ wird es im DRG (v. 3) als ‘nur literarisch’ charakterisiert.

tiert, während im Verb ‘uondrar’ die Ehrung der Sprache durch Dokumentation und Neubelebung gleich vollzogen ist. Noch klarer zeigt sich dies in einem Gedicht von Gaudenz mit dem Titel *Ma veidra lingua* (1990: 71):

Ma veidra lingua / co possa m’infanguar  
Da teis pledari / e da scuvrir plan mieu

Quel s-chazi chi suot uornas dorma  
A visaviert chi gnarà ilura (V. 1–4)

D’la parschandüda / pac san ils allatrats  
Mo’ls viervs strasunan / cun la pürezza d’sains  
Els sun tischmuongias d’ün’istorgia  
Chi sgür provain da divers millaisems (V. 9–12)

Die thematisierte ‘alte Sprache’ wird als solche vorgeführt: ‘plan mieu’ (V. 2) ‘ilura’ (V. 4), ‘parschandüda’, ‘allatrats’ (V. 9), ‘viervs’ (V. 9), im syntaktischen Bereich haben wir das Hyperbaton: «D’la parschandüda / pac san ils allatrats» (V. 9) als typische Figur der Dichtungssprache. Im Adjektiv ‘veider’, das nicht nur ‘alt’ bedeutet, sondern selber ein Archaismus ist, wird das ‘Vorführen des Thematisierten’ als poetisches Verfahren besonders deutlich. ‘Veider’ zeigt aber auch die Gefahr des ‘Archaisierens’; gegenüber dem allgemeinen ‘vegl’/‘alt’ hat der aktuelle Sprachgebrauch ‘veider’ auf die Bezeichnung des ‘Reifegrades’ von Käse (‘chaschöl veider’: ‘reifer Käse’) eingeschränkt, was der Stelle ungewollte semantische Nebenwirkungen beschert. Beide Gedichte besprechen und sind selber ‘Philologendichtung’, im ersten werden die Gemeinsamkeiten von Dichter und Philologen durch die Charakterisierung der letzteren als ‘sculptuors dal rumantsch’ (V. 9) unterstrichen. Die Vorstellung des Poeten als Sprachschöpfer und Veredler wird auf die Lexikographie übertragen; die Bildung des Poeten-Philologen metonymisch den Materialien des DRG als ‘documaints allatrats’ (V. 4). Der Klassizismus von Duri Gaudenz hat nicht nur eine sprachpflegerische philologische Seite, er zeigt sich auch im imitierenden Nachvollzug der von Klassizisten aller Zeiten als ‘zeitlos’ mythisierten Poesie der klassischen Antike. Ein eigentliches Manifest neoklassischer Ästhetik findet sich in seiner Einleitung zu acht

im *Chalender Ladin* (LXXXIX, 1989: 43 ff.) publizierten Gedichten, die griechische Metren auf romanisch nachvollziehen<sup>71</sup>. Das Problem solcher Übungen ist die ungewollte Komik, die Gauger als Gefahr der ‘Überhöhung’ und ‘Verfeierlichung des Sprechens’ erkennt (1990: 206 cfr. oben A.1.1. S. 15).

Zum Schluss noch einige Bemerkungen zur literarischen Prosa. In der Prosa kollidiert der Gebrauch einer gepflegten Bildungssprache vor allem mit der realistischen Forderung nach mimetischer Wiedergabe der Rede fiktiver Personen aus allen Schichten. «Es sei peinlich, wenn wir z. B. versuchten, eine Hausfrau zu imitieren und dabei die Sprache eines Professors brauchten», so formuliert Göri Klaingutis Professor Barbüzzel (cfr. 1987: 31) diesen altbekannten Vorwurf mangelhafter Mimesis. Die entsprechenden Beispiele, an denen es in der bündnerromanischen Literatur bis auf den heutigen Tag nicht fehlt, dürfen nicht unbesehen einer klassizistischen Tendenz zur Bildungssprache zugeschrieben werden. Schriftsprachliche Normen, Intertextualität, aber auch Wiedergabe eines tatsächlichen mündlichen Gebrauchs hoher Register müssen als Ursachen veranschlagt werden. In Florian Grands Theaterstück, *Adam da Chamues-ch* (1929: 37)<sup>72</sup> passt das unbeirrte Festhalten an der italienisierenden Schriftsprache schlecht zum sozialen Status der Personen und zur situativen Einbettung ihrer Reden:

«Adam (intrand, guarda intuorn surprais): Che fortüna succedet quia durant mi'absenza? (Vo vi tar la figlia.) Che't mauncha, chera figlia? Hest clappo mel? (La güda in sez.)

<sup>71</sup> «Quistas poesias qua suotgart sun fich insolitas aint illa litteratura rumantscha. I s'inservan da schemas o strofas grecas. (...) Blers dscharan cha quai saja tagnins da tuornar hoz pro'l's Grecs e da tour ad impraist lur moudens. Mo nus giain eir a verer lur taimpels. Nossa litteratura parschenda da lur litteratura e noss'estetica nun es plü da deliberar dal grond sen estetic dals vegls Grecs. Nus eschan bler plü fich Grecs co quai cha nus eschan pel solit consciaints.» («Die unten abgedruckten Gedichte sind innerhalb der romanischen Literatur sehr ungewöhnlich. Sie bedienen sich griechischer Schemen und Strophen. (...) Viele werden sagen, es sei ein Unsinn, heutzutage zu den Griechen zurückzukehren und ihre Modelle zu entlehnen. Aber wir schauen uns ja auch ihre Tempel an. Unsere Literatur stammt von ihrer Literatur ab, und unsere Ästhetik ist vom grossen ästhetischen Sinn der alten Griechen nicht mehr zu trennen. Wir sind viel eher Griechen, als wir uns dessen gewöhnlich bewusst sind.» [1989: 43])

<sup>72</sup> ASR 43, 1929. Cfr. Bezzola 1979: 407 f., Deplazes 1990: 180 f.

**Ingлина:** Ais quella speccata vungia davent, chi'm volaiva constrin-  
ger, da la seguiter sün sieu chasté?

(...)

**Fadri:** Ais que possibel? Volaiva el realiser da quaistas intenziuns  
infamas? E cun forza? Ebain, forza cunter forza! Quaista istessa saira  
vegn eau sül chastè a stordscher il culöz a quaist scelerat.»

Bemerkenswert ist die Beurteilung der literarischen Prosa von Men Rauchs *Nar da Fallun* durch Cla Biert. «Dieser Text von Men Rauch überrascht noch heute wegen seines Inhalts und vor allem wegen seiner Sprache. (...) 1923 war unser Schriftromanisch noch voller Italianismen und Germanismen. Hier finden sich wenige oder keine. Gut, es lässt sich sagen, dass Men Rauch ein Ohr hatte für Gutes und Schlechtes. Ein bisschen hat es auch damit zu tun, dass er die alten Autoren des klassischen Ladin sehr gut kannte. Bifrun, Champell, Saluz, Papa. (...) Es muss auch erwähnt werden, dass Men Rauch mitten in Scuol-sot geboren und aufgewachsen ist, unter Bauern und Bäuerinnen, die ein reines, duftiges ('savurus'), lebendiges und reiches Romanisch sprachen. (...) 'Men Rauch schreibt Dialekt', sagten die Lehrer und Pfarrer» (Biert 1978: 12). Als Beleg zitiert Biert einen Passus aus Rauchs *Nar da Fallun*, 'cun alch müdadinas ortograficas', 'mit einigen kleinen orthographischen Änderungen', wie er sagt (1978: 12). Wer das Original (1923: 15) bezieht und vergleicht, findet nebst diesen ('a listess temp' für 'al istess temp'; 'schnester' für 'snester'; 'pürmassa' für 'pür massa') noch andere 'kleine Änderungen': 'avaiva' und 'al' werden durch umgangssprachlichere 'vaiva' und 'til' ersetzt. Das unübliche 'dit cun ün pled' wird durch das idiomatische 'cun ün pled dit' ersetzt, das schriftsprachliche 'passà defini' in: 'sün quella fabrichet el si'existenzo ...' durch das Perfekt: 'sün quellas ha'l fabrichà si'existenza', eine für Bierts Texte typische Innovation. 'Maximas ... chi til giaivan güsta per corda' wird zu 'maximas ... chi til giaivan bain per corda', '... paraiva cha ...' wird zu 'paraiva quai cha ...'. Dies alles in sieben Zeilen 'zitiertem' Text. Zudem ist die angeführte Stelle ganz klar im Hinblick auf die aufgestellte Behauptung ausgewählt. Selbst im unmittelbaren Kontext des Zitats liessen sich genügend Beispiele dafür beibringen, dass Rauch die schriftsprachlichen Moden seiner Zeit nicht einfach hinter sich gelassen hat: 'del hotel', 'della fuolla', 'non survgnit', 'eiran' (statt: 'd'eiran'), 'il comün', 'con lur astuzias', 'nels affars'. Im

Lexikalischen: ‘saimper’, ‘det princi’pi’. In der Syntax (wenn die Vermeidung der Inversion auf italienischen Einfluss zurückgeht): «... infanguà in affars d’hotels ... signur Mareng avaiva ...»; «Uschea las relaziuns famigliaras gnivan ...»; «Uschea tuots insembel, paurs e mansterants, richs e povers, eiran containts ...»: alles auf derselben Seite, aus der Biert ‘zitiert’<sup>73</sup>. Im ganzen Text finden sich unzählige Beispiele, an denen sich die Koinzidenz von italienischem Lehngut und hohem, rhetorischem Register zeigen liesse. «... scha chaschuns casualas e malignas nun avessan ordinà otramaing» (1923: 5), «L’isolaziun, chi perschendaiva landroura per el, ingrandiva vi e plü sia discrepanza interna ...» (S. 7), «... a granda satisfacziun del inter comün da Fallun, Töna Brach gnit condüt ün pér dids davo nella proarma chasa da narramainta» (S. 8), «Chi ma voless descriver quel stadi transcendent ed impenetrabel» (S. 11 f.), «... la pizza indorada, chi para da languir nels ultims razs del solai ...» (23): das ist alles andere als ‘reines, duftiges, lebendiges und reiches’ (cfr. Biert oben) Bauernromanisch, das ist die italianisierende, rhetorische ‘Literatursprache’, das sind teilweise Stereotype der abgegriffensten italienischen ‘Naturlyrik’. Was Men Rauchs Text von anderer zeitgenössischer Prosa unterscheidet, ist, neben dem Gebrauch von ‘Dialektismen’, vor allem der betonte Expressivismus (cfr. A.1.3. S. 50 f.). Biert attestiert seinem Freund und Lehrer Men Rauch Qualitäten seines eigenen Sprachgebrauchs; wir haben hier ein Beispiel rührender Freundschafts- und Retouchierphilologie.

In Cristoffel und Jon Bardolas, *La figlia dal cuntrabandier* (1936) wechselt der Erzähler von allzu hohen Registern: «... l’applichet ün bütsch sulla bocca» (S. 11) zu expressiv markierten, umgangssprachlichen: «Mia as deliberet e’l laschet ir üna schleppa pel gnif aint ...» (ibid.). Als sich zwischen der Bauerntochter und dem Engländer die grosse Liebe anbahnt, hat ihr Vater einen ‘Ausbruch’: «Mia nu’s laschet intemurir da quaist’erupziun, provet da calmar la bes-cha dschand: ‘Tü nun inclejiast hoz ingüna raschun, di’m be, co cha tü voust güdichar üna persuna sainza la cognuoscher; crajast tü dal bun cha’l figl saja ün

<sup>73</sup> Ein Blick auf Pults *Testamaint*: ‘con’ wird als ‘it.’ bezeichnet, ‘non’ gar als ‘italianischem’ (‘erzitalienisch’), ‘della’ ‘ais e resta toscan’ (S. 14), ‘nel’ wird als ‘quaist banadi nel’ (S. 20), als ‘schani’ (‘Geselle’ (S. 22), als Italianismus-Toskanismus bekämpft. ‘Adüna’ sei viel besser als ‘saimper’ (S. 50), ‘deira’ wird als «sco cha la natüra dumandess» (S. 37) gegenüber schriftsprachlichem ‘eira’ der Vorzug gegeben.

**grobian autocrat chi cuorra sco'l vegl davo mincha schocca?** Na, na, quel als güst il cuntrari, ün giuven da **qualitats exemplaras!**' Il cuntrabandier **infurià** cuntinuet amo üna pezza cun sias **invectivas . . .**» (S. 24). Die Rede der Tochter hat die gleichen Registerschwankungen (Populäres: 'la bes-cha', 'cuorrer davo mincha schocca' neben den hervorgehobenen bildungssprachlichen Elementen) wie der Erzählerdiskurs im 'Rahmen'. Diese stilistische Gleichschaltung von direkter Rede und 'Rahmen' ist in romanischen Texten sehr häufig und macht einen Teil ihres sprachlichen Antirealismus aus. In Schimun Vonmoos' Erzählung *Il plü bel bös-chin* (1938) beschreibt die 17jährige Annetta den Weihnachtsbaum in der Kirche: «Eir il plü grand numer da chandailas nun **ais in cas da sclerir il vast taimpel dal tuot**» (S. 84). Die hervorgehobenen Segmente sind exklusiv schriftsprachlich, 'taimpel' (für: 'baselgia') ist ausschliesslich biblisch. In Jon Semadenis Drama *La s-chürdüm dal sulai* (1953, in: 1980: 133–172) tritt in der ersten Szene ein 'Mann aus dem Volk' ('hom our dal pövel') vor den Vorhang und beginnt mit der typischen Entschuldigung: «Stimats preschaints, s-chüsai sch'ün simpel hom our dal pövel piglia il pled» (S. 164). Schon im zweiten Satz aber greift der 'Mann aus dem Volk' mit dem Verb 'prochatschar' weit über die 'Volkssprache' hinaus: «Mo tuot quai cha nus vain fat tras e tuot quai cha nus vain dudi hoz qua am prochatscha a discuorrer» (ibid.). Nicht selten werden soziale und situative Varietäten zugleich missachtet. In Toni Halters *Il proprietari* (1973) ruft ein Handlanger einem Bauern seine Antwort im Lärm einer Steinzerkleinerungsmaschine zu: «Per ad interim gie» (1973: 65). Beispiele von behaupteten ('lungatg sec e cinic' [S. 37]), nicht aber mimetisch gespiegelten Slang-Registern von Häftlingen finden sich in Vic Hendrys *Discuors cugl assassin* (1975). Auch in Fiktionen schriftlicher direkter Rede, in Briefen oder Tagebüchern der Personen fehlt es nicht an Beispielen allzu hoher Stilregister<sup>74</sup>.

Der hier als 'klassizistisch' angesprochene, auf Archaisierung und gebildete Entlehnung beruhende Sprachgebrauch ist nicht nur von literarischen, sondern auch von sprachpolitischen und gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen bestimmt. Die Herleitung von literarischer Qualität aus sprachlicher 'Kultiviertheit' oder gar deren Gleichset-

<sup>74</sup> Cfr. z. B. die Liebesbriefe in Gian Fontanas *Crappa-grossa* (1930: 113 f.) oder Leonard Caduffs *Vacanzas ad Uaulverd* (1954: 134–137).

zung wird auch innerhalb der romanischen Literatur zum Anachronismus. Vor allem im Bereich der häufig realistisch-mimetisch orientierten Prosa lässt sich gebildete literarische Sprachpflege mit nicht parodistischen Kontexten kaum mehr vereinbaren.

---

### **1.3. Expressivität, Alltagssprache, Koexistenz verschiedener Register**

In diesem Abschnitt soll von literarischer Verwendung ‘niederer’ Register, von der an der ‘Umgangssprache’ sich orientierenden literarischen Stilistik die Rede sein. Zu den möglichen Kriterien einer Unterscheidung stilistischer Varietäten gehört die von Ebneter aufgeführte «Skala der Expressivität und Emotionalität mit den Polen ‘logisch, distanziert, neutral’ und ‘emotionell, expressiv, affektisch’» (1976: 91). Obwohl diese Skala vom Medium (Schriftlichkeit vs. Mündlichkeit) grundsätzlich unabhängig ist, gibt es im Bereich der Konzeption<sup>75</sup> deutliche Affinitäten zwischen Mündlichkeit und Expressivität, zwischen Mündlichkeit und niederen Registern überhaupt. «So stehen diatopisch stärker markierte Varietäten (Dialekte, Regiolekte) dem Gesprochenen ebenso nahe wie diastratisch ‘niedrig’ einzustufende Varietäten (‘Volkssprache’, Argots). In diaphasischer Hinsicht springt die Nähe ‘niedriger’ Register (familiär, vulgär etc.) zum Gesprochenen so sehr ins Auge, dass in der Forschungsgeschichte beides nicht selten identifiziert wurde, z. B. in dem Begriff ‘Umgangssprache’» (Koch-Österreicher 1985: 16). In den Begriffen einer weiterreichenden Unterscheidung, die Schriftlichkeit der ‘Sprache der Distanz’, Mündlichkeit der ‘Sprache der Nähe’ zuordnet<sup>76</sup>, haben wir es in literarischen Texten mit simulierter Nähe zu tun, es handelt sich hier immer «...um eine mit Hilfe einzelner nähesprachlicher Kennzeichen hergestellten Nähe» (Koch-Österreicher 1985: 24). In den folgenden Beispielen ‘nähesprachlicher Kennzeichen’

<sup>75</sup> Zu ‘Medium’ und ‘Konzeption’ cfr. Koch-Österreicher 1985: 17 ff., zur grundsätzlichen Unabhängigkeit der Opposition ‘gesprochen vs. geschrieben’ von den andern Varietäten ibid. S. 16 und Gauger 1988: 18, 1990: 191, Baum 1987: 48.

<sup>76</sup> Cfr. Koch-Österreicher 1985, bes. 21, 23, wo die Opposition ‘graphisch vs. phonisch’ zu verschiedenen Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien in Verbindung gebracht wird.

in romanischen Texten wird auf das Merkmal der ‘Expressivität’<sup>77</sup> und auf die Koexistenz verschiedener Register im Text besonders geachtet. Die tendenziell grössere ‘Alltagsnähe’ erzählender Prosa (cfr. oben A.1.1.) zeigt sich auch innnerhalb des romanischen Corpus: die Beispiele kommen vor allem aus Prosatexten.

In der romanischen Diskussion wird eine nicht näher umschriebene ‘Expressivität’ immer wieder als positive Eigenschaft gegenüber eingestandenen Defiziten des Romanischen ins Feld geführt. «La lingua tschantschada vulgarmaing non ha ün grand s-chazi da pleds, ma quels ch’ella posseda nel circul s’inclegia plütosta restret da sia vita sun pel solit fich expressivs e savessan dar forza e vigur alla lingua scritta» (Vital 1919: 211)<sup>78</sup>. Dieser vorsichtigen Konzession Vitals, der auf eine sich abhebende schriftsprachliche Norm besteht (cfr. oben A.1.2.), stehen die Aufforderungen seiner Gegner gegenüber, man solle «so schreiben, wie man rede»<sup>79</sup>. Chasper Pult: «Rafüdai da’s metter sü ün brav chapeun da docter tudais-ch (Doktorhut) cur cha vus as tschantais vi da la scrivania, rafüdai da guardar sül fögl davant vus tras las marellaas da voss ögliers cumprats illa tudais-charia e da projectar sül palperi construcziuns teutonicas cun pleds italians. Fat quint dad esser giò’n vamporta sün vos banc o oura sül fuond in cumpagnia da cumpar Buolf e Not e Jachen e da duonna Staschia e Paluongia, lura as vain adimmaint tuot quai cha vus lais. Imprendai a tour voss’aua our da la funtana vivainta, our da la bocca dal pövel a la buna chi ais tuot an lià vi da nos tratsch e nun ha peida dad ir pel muond intuorn e da lejer cudeschs e gazettas chi nu glivran plü. Là stuvin nus tuots, eir ils plü scorts, ir a

<sup>77</sup> Zur Expressivität-Affektivität cfr. Bally 1970 (1909<sup>1</sup>) und Jakobsons ‘emotive Funktion’ (1979 [1960]: 89). Zur literarhistorischen Herausarbeitung einer ‘expressionistischen Linie’ cfr. Contini 1988: 41–105, Segre 1979: 169–183, Segre 1984a, wo die Ersetzung von ‘Espressionismo’ durch ‘Espressivismo’ begründet wird: «‘Expressivismus’ ersetzt ‘Expressionismus’ im Sinne Continis: letzterer lenkt den Blick zu sehr auf literatur- und kunsthistorisch ‘epochale’ und interfenerative Phänomene (Mischsprache) (...) Das wichtigste Reservoir von Expressivität ist die gesprochene Sprache» (1984a: 6).

<sup>78</sup> «Die allgemeine Umgangssprache (‘lingua tschantschada vulgarmaing’) hat keinen grossen Wortschatz, aber diejenigen Wörter ihres selbstverständlich eher engen alltäglichen Umfeldes, die sie kennt, sind meistens sehr expressiv und könnten die Schriftsprache kräftiger machen.»

<sup>79</sup> Zur Geschichte und Problematik der Anweisung «Schreibe, wie du redest!» cfr. Gauger 1988: 9–25.

scoula. Els, nos paurs, na ils scienziats o filologs, sun ils vairs depositaris da nos rumantsch» (1941: 10 f.)<sup>80</sup>. In der Surselva fordert G. M. Nay schon 1902 von den Schreibenden, sie sollen sich an die ‘Volkssprache’ halten und gelehrte Entlehnungen aus andern Sprachen vermeiden: «Co scriver romontsch? Plidei e scrivi il lungatg dil pievel. Ei dat glieud, che vul adina scaffir plaids novs. Quei ei buca necessari, havend nies lungatg plaids ed expressiuns en abundonza, e tgi ch’engola plaids dal talian e franzos, muossa cheutras ch’el sappi buca romontsch. (...) Dei . . . adatg co quels tschontschan, ils quals plaidan negins auters lungatgs; cheu anfleis vus la vera viarva, ils vers scazis romontschs» (1926 [1902]: 159)<sup>81</sup>.

Schriftsprachliche ‘Angleichungen’ an lokale Lautungen und sozial wie stilistisch ‘niedere’ Register gibt es schon im ausgehenden 19. Jahrhundert. In diesen, meist kürzeren, teilweise in den *Annals* unter der Rubrik ‘Provas da dialect’ publizierten Texten<sup>82</sup> ist die lokale Markierung vor allem an die direkten Reden fiktiver Personen gebunden. Dabei tritt der dokumentaristische, ‘dialektologische’ Aspekt gegenüber der komischen Funktion häufig in den Hintergrund. Im Engadin bekannt sind die von Gudench Barblan (1860–1916) aufgeschriebenen Geschichten über die Entstehung der für die Bewohner einzelner Dörfer

<sup>80</sup> «Hört auf, euch einen gewaltigen deutschen Doktorhut aufzusetzen, wenn ihr euch an den Schreibtisch setzt, hört auf, durch die Gläser einer deutschen Brille auf euer Blatt zu blicken und teutonische Konstruktionen mit italienischen Wörtern auf das Blatt zu projizieren. Tut so, als sässet ihr auf der Bank vor eurer Haustüre oder als wäret ihr auf dem Feld in Gesellschaft von Buolf und Not und Jachen, Frau Staschia und Paluongia, dann fällt euch alles Nötige ein. Lernt, euer Wasser aus der lebendigen Quelle zu schöpfen, aus dem Mund des einfachen Volkes, das das ganze Jahr an unsere Erde gebunden ist und keine Zeit hat, herumzureisen und endlos Bücher und Zeitungen zu lesen. Da müssen wir alle, auch die Gescheitesten, in die Schule gehen. Sie, unsere Bauern, nicht Wissenschaftler und Philologen, sind die eigentlichen Bewahrer unseres Romanisch.»

<sup>81</sup> «Wie soll man romanisch schreiben? Sprecht und schreibt die Sprache des Volkes. Es gibt Leute, die immer neue Wörter schöpfen wollen. Dies ist nicht nötig, hat doch unsere Sprache genügend Wörter und Wendungen, und wer Wörter aus dem Italienischen und Französischen stiehlt, zeigt damit nur, dass er nicht romanisch kann. (...) Achtet darauf, wie diejenigen reden, die keine andern Sprachen können; hier findet ihr die wahre Sprache, die wahren romanischen Schätze.»

<sup>82</sup> Lombardin, in: ASR I, 1886: 284 ff., Malloth, in: ASR IV, 1890: 123–127, Mathieu-Semadeni, in: ASR XXV, 1911, Barblan in: ASR XXIV, 1909: 270–316, N. U. Spigna, 1916: 52–55, D. Planta 1952: 51.

gebräuchlichen Übernamen. Die Geschichten sind auch eine Sammlung dialektaler Muster, in denen auffällige lautliche Eigenschaften einzelner Dorfdialekte durch Wiederholungen hervorgehoben und überhöht werden. Ein Bauer von Ftan: «Ah, schi'l diamper porta vea! Che faine? Uessa ne tramas, ne pressagls non valan inguetta! E no vain usche s-chars uaud!» (1909: 274), Leute aus Ramosch: «Il lagn es striunà e nöj'åter!» (272), ein Ehepaar aus Tschlin: «Métta òra'l test! – «Ê brech, tü esch la massera ...» (271). In all diesen Fällen versucht der Erzähler nach dem Munde zu schreiben und das beliebte Spiel des mündlichen ‘Nachäffens’ anderer Dorfdialekte zu verschriftlichen<sup>83</sup>. In vorwiegend komischer Funktion finden sich Regionalismen und Lokalismen auch in der surselvischen Literatur, so etwa in den Texten von Guglielm Gadola (1902–1961). Die nichtrealistische Funktion des Dialekt-Einschubs zeigt sich im folgenden daran, dass derselbe Bauer, der sonst (cfr. 1962: 60 f.) korrekt surselvisch spricht, in markiertes ‘Tuetschin’ verfällt, wenn er, gutmütig und beschränkt, wie er ist, ins Staunen kommt: «Sin quei marcau fa il Giachen Martin egls gross smarveglionts, gie ina smarvegliada, pir che sch'ina vacca havess fatg pulein. ‘Quai tschô, quai fuss ignèda scuiauda, té os raschun d'fo empau il martgadon; ju o era biè jédas patertgau vida quai’» (Gadola 1930<sup>1</sup>, 1962: 61).

In den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wird das ‘Dialektschreiben’ im Engadin offenbar so beliebt, dass es die Gültigkeit schriftsprachlicher Normen bedroht. So beklagt sich im Jahre 1916 die Schulkommission der UdG: «Daspö qualchüns ans scriva bod minchün, sainz’observar minimamaing la lingua convenziunala, nel dialect da seis comün seguond sia voluntà. E plü ch’ün pled in lur comün ais gnü strupchà, tant plü crajan tscherts scriptuors dad esser originals» (nach:

<sup>83</sup> Der Gesamttitel: «Parablas, mitos religius, mitos eroics, legendas e da tuotta sort requints populars in Engiadina bassa» deutet darauf hin, dass Barblan hier mündliche Anekdotik transkribiert, cfr. Bezzola 1979: 405). Cfr. ferner A. Planta, *Limerics rumantschs* (1975: 81–93): eine auch dialektologische Reise von Maloja nach Samnaun.

Vital 1919: 194)<sup>84</sup>. Der Hinweis auf die Gleichsetzung von örtlicher Markiertheit und sprachlicher ‘Originalität’ ist auch wegen seiner Wortwahl wichtig. Ein auffälliges Dialektwort wird als ‘strupchà’, ‘verkrüppelt’, bezeichnet, sprachlich Abweichendes mit ‘Groteskem’ in Verbindung gebracht. Tatsächlich stehen sprachliche Expressivität und groteske Motive in literarischen Texten häufig in engem Zusammenhang. Die fiktiven ‘Träger’ niederer und expressiver Stillagen sind häufig als ‘Originale’ bezeichnete, kraftstrotzende, nicht selten naive ‘Monster’, deren polternde, fluchende Reden ihrer sonstigen Gewalttätigkeit entsprechen. Ein solches ‘originelles Vieh’ (‘armaint original’) ist der Gewährsmann für Men Rauchs Jagdschwänke: «Toni, il bun chatschader ed amo plü bun frodulader, hom da statura robusta, ün veritabel pajaz, cun fouras nas sco cuccars da tet ed üna leua d’ün meter, ögls sco coppalas e mustazs sco üna scuettta, ün tip cun üna bocca sco ‘ün s-chaf, in la quala nu manca ün stöz da püppa’, chi stira il sbavus le fatsch fin giò pro’l misun, quist armaint original, quist veritabel sach da vizs e mots am ha quintà plüssas aventüras da chatscha» (Men Rauch 1941: 37). Hyperbolische Vergleiche und die Verwischung der Grenze zwischen Mensch und Tier (‘sbavus leffatsch’, ‘armaint’) machen Toni zu einem grotesken Monster. Die Stillage dieser Beschreibung ist nicht ‘umgangssprachlich’, ihre Expressivität bildet die sprachliche Entsprechung zur Figuralität des Grotesken<sup>85</sup>. Die Verbindung von grotesker Karikatur und expressiver Diktion lässt sich auch in Men Rauchs *Nar da Fallun* (dazu oben A.1.2. S. 43 f.) gut belegen. Ausdrucksstarke, semantisierte Eigennamen ‘Hermann Mareng’, ‘Dr.Tschavat’, lexikalische Markierungen, ‘temma dallas femnas’ (S. 3), ‘... ün trid mobel’ (S. 10), idiomatische Wendungen wie ‘... chi manchess a pover Töna ün’assa

<sup>84</sup> «Seit einigen Jahren schreibt fast jedermann, ohne auf die konventionelle Sprache im mindesten zu achten, im Dialekt seines eigenen Ortes, wie es ihm passt. Und je mehr ein Wort in ihrem Dorf verdreht wurde, um so origineller glauben gewisse Schriftsteller zu sein.»

<sup>85</sup> Die Stelle wird von Cla Biert zitiert und kommentiert: «Quai es ün stil bod rebialisian (sic): las exageraziuns vegnan acceptadas sainz’oter perquai chi toccan l’intent dal raquintader, la surprisa, e perquai chi fuorman il ritmus da la frasa sco uondas ... tant cha’l buonder dal lectur vain adüna plü grond. (...) I nun es vaira cha Men Rauch quintaiva ‘sco cha’l pical es creschü’, vaira esa blerant ch’el fa adöver cunsciaint da fich blers mezs stilitics ed effets raffinats e pensats a fuond e pasats cun bun sen per proporziuns artisticas. I para simpel da scriver uschea, mo id es tuot oter co simpel» (1978: 13).

del tschêl sura' (S. 8) und groteske Karikaturen à la '... blagas tudais-chas cun vainters sco butschins e gniffas da vaschia ...' ('... deutsche Blaguen mit Bäuchen wie Fässer und Visagen wie Schweinsblasen ...' (S. 17) sind für den 'volkstümlichen' Einschlag dieses Textes viel eher verantwortlich als eine allgemeine Annäherung an die gesprochene Umgangssprache.

Nach Beispielen für kraftstrotzende 'Originale' mit entsprechend vulgärer-expressiver Sprache braucht man auch in der Literatur der Sur selva nicht lange zu suchen. G. M. Nay, der ebenfalls für die schriftliche Aufwertung der 'Volkssprache' plädiert (cfr. oben), erzählt vom bärenstarken Toni, der von den Leuten als 'Original' (cfr. 1927: 136) eingeschätzt wird. Auf der Jagd ringt er mit einem Bären und hofft vergeblich darauf, sein Kumpane könnte den Bären erschiessen: «'Nua ei miu amitg', schemeva Toni, 'quella futida femna veglia ha piars totalmein il tgau ed ei probabel cheu si suren e sgnufla e lai denton sfraccar mei dagl uors'» (1927: 139)<sup>86</sup>. Hier wird vor allem die völlig unrealistische situative Einbettung der direkten Rede deutlich, wie sie vielen expressiv markierten Texten eigen ist. Nach bestandenem Kampf findet Toni: «... sche jeu havess buc ossa e gnarva sco in tier, fuss quella tut a manez e marsialas. Quei smalediu biestg d'in uors sguschava e simava cun sias greflas da mias costas sidengiu, che jeu tertgavel mintga mument, ch'el penetrass cun sias malempudadas manuttas la scaffa de paternos ed entschevess a turschar magnuc en miu caviertg» (ibid. 140 f.)<sup>87</sup>. Neben dem Mensch-Tier-Vergleich sind hier die Metaphorik und die groteske Identifikation des Zerstörerischen mit dem Häuslich-Alltäglichen ('turschar magnuc') für die komische Wirkung verantwortlich.

Die mangelnde Einpassung der den 'Originalen' überantworteten expressiv markierten Diskurse in entsprechende fiktive Situationen ist häufig zu beobachten. In unserem Text beispielsweise quittiert Toni eine freundliche Warnung seines Jagdkumpanen mit einem völlig unsinnigen

<sup>86</sup> «'Wo ist mein Freund', stöhnte Toni, 'dieses verfluchte, alte Angstweib hat völlig den Kopf verloren, ist wahrscheinlich da oben am Flennen und lässt mich vom Bären zermalmen.'»

<sup>87</sup> «... wenn ich nicht Knochen und Sehnen hätte wie ein Tier, wären diese vollständig zerdrückt worden. Dieses verfluchte Bärenvieh rieb und drückte mit seinen Krallen an meinen Rippen hinauf und hinunter, dass ich jeden Augenblick dachte, es würde mir mit seinen unverschämten Pfötchen den Vaterunserkasten eindrücken und in meiner Brusthöhle anfangen, frischen Käse zu kneten.»

‘Brüllen’: «‘Lai mo far mei’, grescha Toni . . .» (1927: 141). Am Verb des ‘Rahmens’ zeigt sich die Ansteckung der Rede des Erzählers durch die Expressivität der Reden fiktiver Grobiane. Diese Ansteckung ist das Gegenstück zu der oben (A.1.2.) beobachteten Veredelung der Reden ungebildeter Figuren durch gebildete Erzähler.

Literaturhistorisch interessant wäre – in Analogie zu den Arbeiten Continis für die italienische Literatur – die Herausarbeitung einer ‘expressivistischen Linie’ bündnerromanischer Texte. Die Beschreibung der Expressivität müsste dabei zum Problem der Gattungen einerseits, der sprachkämpferischen Programmatik einzelner Autoren andererseits in Beziehung gesetzt werden. Im Engadin führt diese Linie mit deutlichen intertextuellen Bezügen von Men Rauch und Chasper Pult zu Cla Biert, dessen Werk als die vollendete Umsetzung der von Pult 1941 zusammengefassten Forderungen an die ladinische Schriftsprache gelten kann.

Unter den Beispielen der durch ‘nähesprachliche’ Konzeption geprägten Texte dieser Linie müsste Chasper Pults posthum publizierte Erzählung *Papparin* (1954) figurieren. «Quai eira üna bella cumpagnia, tuottas quaistas mattas visclas e frais-chas ed albas e cotschnas, chi eira ün gust, ed immez tanter ellas noss tschinch campels, tschinch flots giuvnets. Peppino, ün vaira signurin, eira il plü elegant e manieraivel; Duri eira grand e baincreschü e svelt sco ün chamuotsch; Men eira ün scort, scort, ed eira ün da quels da tour per nar a tuot quaist femnom, malgrà lur leuas noschas; Ans eira ün pachific ed ün bunatsch e gniva oura cun da quels stucs da far crappar dal gö. Papparin eira ün pa ün curius; ün mumaint nun as pudaiva rabagliar oura ün pled, ün oter mumaint baderlaiva'l sü, cha'l nu finiva plü, ma ün bun eir'el, ün bun, bun. – Bels eiran tuots tschinch, ün plü bel co tschel; co as faiva a nun esser bel cun quella simla chapütscha blaua!» (Pult 1954: 34.) Affektive Synonymhäufung: ‘ün scort, scort’, ‘ün bun eir'el, ün bun, bun’, deutsche Lehnwörter: ‘campel’, ‘stucs’, Vulgarismen: ‘far crappar dal gö’ (cfr. ibid. 62), pejorative Suffixe: ‘femnom’, ironisch-pejorative: ‘bunatsch’, diminutive: ‘giuvnets’, diminutiv-ironische ‘Peppino, ün vaira signurin’, umgangssprachliche Verb-Adverb-Verbindungen: ‘gnir oura cun . . . stucs’, ‘baderlar sü’ verleihen diesem Abschnitt sein expressives, umgangssprachliches Profil. «E lura dana l'attacha, turiruliruliru . . . ün bel valser da quels chi voul propcha chamma buna – ed ils giuvnets oura cun passuns bod in cuorsa per rivar a temp a tour quella chi laivan, e davent sigls e sots e spüfs intuorn la pütta; güvlar nun as güvlaiva plü

uossa aint illa sala bella, sco üna jada sü pro Stina . . .» (ibid. 38). Hier zeigt sich die Expressivität, abgesehen vom onomatopoetischen ‘turi-ruliruliru’ vor allem im Bereich der Syntax an umgangssprachlichen Verschränkungen: ‘da quels chi voul’ (für: ‘da quels, per ils quals i voul’), an Verbellipsisen: ‘. . . e oura cun passuns . . . e davent sigls e sots . . .’.

Die Texte Cla Bierts<sup>88</sup> sind eine wahre Fundgrube nähesprachlicher, expressiv markierter Stilphänomene. Als Beispiel die folgende Schlägereiszene aus der *Müdada* (1962): «Lura esa i paivers, davo las notas. Pover Tonin da la Foura ha tschüf ün rustical pel nas giò, ch’el es i in rain be sco’n chejel, Jon dal pical ha dat üna ramanada la sopcha, crac, sfrachà giò ün pè e dai! Giò cun popinas! Lura es ida eir tschella maisa culs peis amunt. Instant Lurenc s’avaiva remiss, es gnu suot oura ed ha fat ün puogn sco’n magl, e primfate, da quellas sechas, ün pover Cla es pierlà schlinch tras tuot ustaria e s’ha plachà in ün chantun, tuot gne. Uossa quel fermun d’ün Lurenc ha dat man a Jonpitschen da Cladalütza, til dozà sü be sco’n sach, e pataclinc, cul cheu tras la fanestra. Sbragizi, sopchas per ajer, beBELS chi sclingiaivan, bletscharojas per quai via, las glüms in tocs, chommas in crusch ed in traviers, chamischas chi pendaivan e tanteraint as dudiva sflitschs, cluotschs e sbecals» (1962: 120)<sup>89</sup>. Die Häufung expressiver, teilweise onomatopoetischer Synonyme für ‘Schläge’: ‘paivers’, ‘rustical’, ‘popinas’, ‘da quellas sechas’, ‘sflitschs’, ebenso: ‘cluotschs e sbecals’, onomatopoeische, nichtkodifizierte Zeichen<sup>90</sup> anstelle des Verbes: ‘e primfate . . .’, ‘e pataclinc . . .’ oder als synonymische Apposition: ‘üna ramanada la sopcha, crac, . . .’, elliptische ‘Interjektionssätze’<sup>91</sup>: ‘e dai! Giò cun

<sup>88</sup> Die Zugehörigkeit Bierts zu einer expressiven Linie wird von der folgenden Bemerkung von D. Gaudenz indirekt bestätigt: «Cla Biert nun ha svutrà aint ils cu-deschs veiders liats in chürom. El ha be chavà aint il terratsch da Scuol: ilura ha’l scrit sia ouvra sgiagliada e savurusa» (1991: 5).

<sup>89</sup> Die Übersetzung von Silvia Lieberherr (1984: 130) trägt kaum Anzeichen der hier interessierenden Phänomene.

<sup>90</sup> Motivation und Affektivität garantieren eine von der ‘langue’ unabhängige Verständlichkeit solcher Zeichen. Zur ‘Aushöhlung’ der Semantik durch Affektivität cfr. Bally 1970: 271. Zur Frage, ob die ‘emotive Funktion’ überhaupt eine linguistische sei, Jakobson 1979: 89.

<sup>91</sup> Cfr. die folgende Bemerkung Ballys: «. . . les locutions phraséologiques du language exclamatif . . . n’acquièrent presque jamais leur véritable caractère sans l’intervention d’une ellipse» (1970: 283).

popinas!', 'auf körperliche 'Fehler' zurückgehende Übernamen: 'Jon dal pical', die Aufzählung (enumeratio) zur Bestandesaufnahme des Chaos: all dies macht aus diesem Passus ein Musterbeispiel expressiver, an den 'niederen' Registern der Umgangssprache sich aufladender literarischer Prosa.

Was an Bierts *Müdada* besonders auffällt, ist aber nicht die Expressivität allein, es ist vielmehr das Zusammenspiel verschiedenster Varietäten in jeweils spezifischen Funktionen. Dieses Zusammenwirken und Kontrastieren sprachlicher Register und ihre Interaktion mit den jeweiligen Kontexten und Themen hat einen entscheidenden Anteil an der Vielschichtigkeit und Faszination dieser Prosa. Dazu im folgenden einige Beispiele.

Die auffälligsten Beispiele zeitlicher Varietät sind die beiden Briefe von Buolf Tach, einem Grossonkel der Hauptperson Tumasch Tach. Die beiden Briefe des Emigranten und Abenteurers sind datiert: 'Wienna ils 3 da März 1868' der erste (1962: 33 f./38 f.), 'Le Havre, 4 d'uost 1872' der zweite (1962: 268 f./273 f.)<sup>92</sup>. Tumasch hatte schon als Knabe in den Briefen des Grossonkels gelesen, «... mo inclet nu vaiva'l güstbler, quella jada. Quai chi til vaiva fat impreschiun d'eiran impustüt quels creppaluns da custabs al cumanzamaint ...» (1962: 32)<sup>93</sup>. Die vom Verständnis unabhängige, 'äusserliche' Wirkung der Schrift ist eine erste Manifestation der Konnotation<sup>94</sup> des 'Archaischen', die auch den erwachsenen Leser innehalten lässt: «El cumainza a leger. Id es üna scrittürina pitschna, ils custaps gronds han tuots starnöcaluns, mo quels pitschens sun agüzs e fich regulars. (...) Quai ha aint ün tschert ardimaint

<sup>92</sup> Die Hinweise des Textes zur Intertextualität des zweiten Briefes führen in die Irre. Buolf Tach schreibt im zweiten Brief, er habe die Legende 'Ilg Grip della sumglientscha' 'nil Chialender Velg dilgs ons intuorn sesanta' (1962: 269) gelesen. Tumasch findet alle zwölf Jahrgänge dieses Kalenders auf dem Estrich (270/275). Die BR kennt keinen Kalender dieses Namens und keinen, der um 1860 zwölf Jahrgänge gehabt hätte (cfr. Nr. 5877–5888). In Camartin 1976: 170 will Bierl diese 'rätselische Legende' von seiner Tante Baua erzählt bekommen haben.

<sup>93</sup> «... aber verstanden hat er damals nicht viel. Vor allem diese grossen, unbeholfenen Buchstaben am Anfang hatten ihn beeindruckt» (1984: 36).

<sup>94</sup> Die Handschrift ist das graphische Korrelat des Konnotators 'Physiognomie des mündlichen Ausdrucks' (Hjelmslev 1974: 112). Zum graphischen 'Material' als konnotativen Signifiant cfr. Kerbrat-Orecchioni 1977: 25 ff.

zoppà, quista scrittura» (1962: 33)<sup>95</sup>. Die ‘graphologische’ Deutung des Briefes zeigt, dass die Signifikanz eines Manuskriptes weit über das linguistisch Beschreibbare hinausreicht<sup>96</sup>. Im gedruckten Text ist die Konnotation des ‘Veralteten’ in erster Linie eine Funktion der Orthographie, die einer älteren, ziemlich variationsreichen Norm folgt. So schreibt Buolf Tach in Wien das Wort ‘jetzt’ als ‘huossa’ (33, 34), in Le Havre abwechslungsweise ‘huossa’ und ‘huosa’ (268) und zeigt durch die falsche Setzung oder Missachtung von ‘Wortgrenzen’: ‘Herd dnot’ (33 für: ‘Her d’not’), ‘da ton’ (ibid. für: ‘d’utuon’), ‘lhom’, ‘ma’, ‘minteressan’ (für: ‘l’hom’, ‘m’ha’, ‘m’interessan’), wie sehr bei ihm mündlicher Sprachgebrauch beim Schreiben durchdrückt. Neben etymologisierender, angelernter Graphie: ‘Eug’ (33), ‘qualitad’ (33), ‘vardat’ (34) findet sich auch die Wiedergabe lokal gefärbter Lautungen: ‘lear’ (für: ‘leger’), scuolerisches ‘raba’ (für vallader: ‘roba’ S. 268). An manchen Stellen zeigt sich die Tendenz zur Hyper-Archaisierung, so dass die Vermutung aufkommt, die Vorlage für ‘igl Filg Perz’ (S. 34) sei eher in Gian Travers’ *Histoargia dalg Filg Pertz* aus dem 16. Jahrhundert als bei den Zeitgenossen des Buolf Tach im 19. Jahrhundert zu suchen<sup>97</sup>. Im lexikalischen, morphologischen und syntaktischen Bereich sind Buolf Tachs Briefe durch eine Vielzahl von Entlehnungen und Interferenzen aus dem Deutschen und Italienischen, weniger häufig aus dem Französischen gekennzeichnet: ‘al Albergo’, ‘Ilg Weibels’, ‘ladramainta i gsindel’, ‘Igl Metzgers’, ‘Impero non . . .’ (33), ‘igl spitznom’, ‘Reguardo Tia ultima’ (268), schliesslich ‘metter sü chassa’ (34), eine Lehnübersetzung aus dem Italienischen. In der Syntax haben wir die im 19. Jahrhundert häufige, auf italienischen Einfluss zurückzuführende Auslassung der Konjunktion

<sup>95</sup> «Tumasch fängt an zu lesen. Die Schrift ist klein; die grossen Buchstaben sind alle mit gewaltigen Schnörkeln versehen, die kleinen dagegen sind spitz und sehr regelmässig. (...) Diese Schrift verrät eine gewisse Verwegenheit» (1984: 36).

<sup>96</sup> Cfr. Cla Biert, *L’AN 2071, Aufsatz von Cla Biert, 2. Klasse Primar* (1981), Manuskript, das die Handschrift und Orthographie eines Zweitklässlers simuliert.

<sup>97</sup> Zu Travers’ *Histoargia . . .* cfr. Chrest. V. 42 ff. Buolf Tach schreibt ‘Chialender Velg’ (S. 269), in der aus diesem Kalender ‘zitierten’ Legende dagegen wird nach moderner Art ‘ils vegls’ (S. 271) geschrieben. Diese Legende ist auch in Morphologie und Syntax viel weniger archaisch als die Briefe des Buolf Tach. Weniger archaisch sind auch andere zeitgenössische Texte: Cfr. *Il contadin da Scuol* aus der 1855–1858 erscheinenden *La Dumengia Saira* (Chrest. VIII: 1245–128; cfr. Bezzola 1979: 324) oder *Statuts della Comunità Sent. Revists e completads nell’an 1868* (BR nr. 4591).

‘cha’: ‘... a la Fuggerei, ingio sun bainvis’ (S. 33), ‘eu stim per la famiglia nu sarà eug lhom’ (S. 34). Der Satz: «Houssa impero es üna questiu difizila per savair scha eug naj stovü o brickia stovü’ (S. 268), ist ein Musterbeispiel der Verbindung von Altengadinischem (‘huossa’, ‘eug’, ‘brickia’) mit italianisierender ‘Amtssprache’ des 19. Jahrhunderts (‘... impero es üna questiu difizila’). Die Sprache des Auswanderers und verlorenen Sohnes Buolf Tach – sein zweiter Übername ist ‘il güdeu’, ‘der Jude’ (S. 41) – ist ein Indiz seines Charakters, seiner unbekümmerten Offenheit gegenüber Fremdem<sup>98</sup>. Darin zeigt sich, dass die literarische Registrierung sprachlicher Varietäten in der *Müdada* nicht einfach einen dokumentaristischen ‘effet de réel’ bedeutet, sondern dass sie mit den zentralen Themen (‘alt’ vs. ‘neu’, ‘einheimisch’ vs. ‘fremd’) in signifikantem Zusammenhang steht. In der als etwa zehn Jahre älter (um 1860) präsentierten ‘Legende’ sind die Italianismen insgesamt seltener; zu vermerken sind nur die im 19. Jahrhundert normgerechten ‘del’ und ‘nel’ (‘nilla regiun ...’ (S. 271), ferner die Konjunktion ‘es-sendo’ (‘... essendo el vain a chattar sai stess ...’ (S. 271), das Partizip ‘costret’ (it. Lehnwort ‘costringer’ nicht im DRG), die italianisierende Schreibweise ‘scaffir’ (S. 272 statt: ‘s-chaffir’) und möglicherweise die Wortstellung ‘sainza spranza ingüna’ (S. 272). Wichtiger ist hier die Sprache der altengadinischen Bibelübersetzungen. Symptomatisch dafür sind, neben einzelnen biblischen Stilemen (‘... e mera: tuot ils abitants da quella cuntrada as schmüravgliettan fich ...’ [S. 272]) die Interferenzen des Putèr im Vallader: ‘ün’ (S. 271 in der Bedeutung von ‘man’, u. eng. ‘i’s’), ‘tranter’ (o. eng. ‘traunter’, u. eng. ‘tanter’), ‘raigs’ (S. 271).

Nach diesen Beispielen offensichtlicher Imitation älteren Sprachgebrauchs stellt sich die Frage nach der Registrierung feinerer Unterschiede, etwa im Sprachgebrauch der im Dorf zusammenlebenden Generationen. Bei einer Untersuchung in Stichproben wurden keine signifikanten Unterschiede gefunden: Tumasch spricht nicht anders als sein Vater, Barduot, Linard oder andere Vertreter der älteren Generation.

<sup>98</sup> Der Brief aus Wien ist durch sehr viele ‘Germanismen’ gekennzeichnet, die im Brief aus Le Havre fehlen. Hier zeigt sich die Interferenz des Französischen in der Syntax des ersten Satzes: «Eug craj avair fat bain non bandunond la Frantscha ...» (‘crajer’ + Inf. ohne Präposition, gegen rom. ‘crajer da ...’, it. ‘credere di ...’).

Tumaschs Vater Balser ahmt im Stall seine Grossmutter, Buolf Tachs Mutter, nach: «O Des, meis figl, meis figl es i a la perdizun, char Segner, parduna'l, meis figl es schlaschà e vagabund, dalur, dalur, basta ch'el es rivà a Paris, basta quai, pro las pitanas, o Des o Des, meis pover figl es ün figl pers» (1962: 42/47). Altertümlich sind hier vor allem die Vorstellungen der alten Frau, die mit entsprechender Affektivität (Wiederholungen) vorgetragenen Wertungen. Sonst spricht die Grossmutter, in der Imitation ihres Enkels, weit moderner als ihr Sohn, Buolf Tach, schreibt. Das hängt nicht nur damit zusammen, dass sich der nachäffende Enkel (und mit ihm der Erzähler) auf den Inhalt der Rede der Grossmutter konzentriert. Es hängt auch damit zusammen, dass die Historizität von Sprache viel einfacher am schriftlichen Text, am einfachsten an der Orthographie geortet wird. Die Imitation obsoleter Schriftsprache ist daher viel leichter und entsprechend häufiger<sup>99</sup> als diejenige älteren mündlichen Sprachgebrauchs.

Im Bereich der *geographischen (diatopischen) Varietäten* in Bierts *Müdada* müsste auch von der äusseren Varianz, der eigentlichen Mehrsprachigkeit dieses Textes gesprochen werden. Dabei wäre zu zeigen, dass den Fremdspracheinschüben aus verschiedenen Sprachen<sup>100</sup> nicht nur punktuelle, stilistische, sondern auch narrative Funktionen zukommen. Stellenweise nimmt dieses Spiel zwischen den verschiedenen Sprachen Züge einer eigentlichen Sprachkomödie an. Da in diesem Kapitel nur von der *internen Varianz* die Rede ist, beschränken sich die folgenden Beispiele auf idiomatische und ‘dialektale’ Verschiedenheiten des Romanischen in der *Müdada*. Im Kapitel *La faira* (1962: 197–225) messen sich zwei Knaben in ihrer Kenntnis der Dorfdialekte: «Süllas bavroulas dal cheu d'bügl tschaintan Menin e Notin. Giò dal möd da tschantschar da la glieud provan d'ingiavinar da che cumün chi vegnan. I scumettan duos raps cotschens mincha jada e van davo a dumperar. Menin ha guadagnà traís jadas, Not be üna. I rian e fan davo:

<sup>99</sup> Dass sie beim ‘Zitieren’ älterer Texte in literarischen Werken keineswegs selbstverständlich ist, zeigt Grob-Ganzoni (1985: 114): die ‘zitierten’ Briefe aus dem Jahre 1862 unterscheiden sich sprachlich in nichts vom narrativen Kontext.

<sup>100</sup> Hochdeutsch (cfr. z. B. 1962: 108 f.), spanisch (161), italienisch (177, 199), französisch (184, 228), englisch (176, 184).

‘Uo-rda bo-in da la tri-ma, Jo-quan!’

‘Nun as vis a mas Cla? – Cha vos ch’è sapcha?’» (1962: 202 f.)<sup>101</sup>

Das Spiel der Knaben zeigt das Ineinandergreifen realistischer und komischer Aspekte der Dialekt-Imitation. Die realistische Seite und der entsprechende literarische ‘effet de réel’ lassen sich an der Wirklichkeit überprüfen; die Knaben können nachfragen und so ihre passive Dialekt-Kompetenz testen. Die aktive Umsetzung dieser Kompetenz, das ‘Nachmachen’ (‘far davo’), ist lustvoll und komisch<sup>102</sup>: «Sie lachen und machen sie nach.» Das erste Beispiel simuliert die Phonetik von Ramonscher oder Tschliner Romanisch (nasalisierende Verschiebung des ‘a’ in Richtung ‘o’), beim zweiten haben wir die für Scuol typische Ersetzung von stimmlosem ‘sch’ durch ‘s’ (‘as’ für ‘asch’, normgerecht ‘hast’; ‘vos’, für ‘vosch’, normgerecht ‘voust’).

Im Kapitel *Il bal da gala*<sup>103</sup> hört Tumasch im internationalen Sprachgewirr des Luxushotels plötzlich eine romanische Stimme: «Cun passar tras la fuolla doda Tumasch tuot in d’üna jada üna vusch rumantscha aint per ün’uraglia, svelt, cuort, cun prescha:

‘Fai adatg! Fai adatg dal Mister Lewis!’

Tumasch as volva dindet. Quai d’eira bain quel camarier là? Mo nun es quai . . . tscherta, quai es Gieri, Gieri Cadalbert, s’inclegia, fat militar insembel, ün famus cumpogn, e quel es uossa camarier quia, e che ha’l scuttà? Da verer pro?» (1962: 183)<sup>104</sup>. Dass Tumasch innehält und bei sich nachfragt, was Gieri geflüstert hat, hat nicht nur akustische

<sup>101</sup> «Auf den Röhren des Brunnens sitzen Menin und Notin und versuchen, am Tonfall der Leute zu erkennen, aus welchem Dorf sie kommen. Lachend äffen sie die Leute nach und wetten jedesmal zwei rote Rappen, bevor sie fragen gehen. Menin hat schon dreimal gewonnen, Notin erst einmal» (1984: 207). Die unübersetzbaren ‘Muster’ der Dorfdialekte wurden in der deutschen Übersetzung weggelassen.

<sup>102</sup> Zur Komik des Wiederholens cfr. H. Bergson, *Le rire* (1900), dazu Ferroni 1974: 30 ff.

<sup>103</sup> Cfr. dazu unten C.3.2.2. S. 750 ff.

<sup>104</sup> «Als sie durch die Menge an ihren Platz zurückgehen, hört Tumasch plötzlich in einem Ohr eine flüchtige Stimme auf romanisch: ‘Pass auf! Nimm dich in acht vor Mister Lewis!’ Tumasch dreht sich sofort um. Das war doch der Kellner dort? Natürlich, das ist ja Gieri, Gieri Cadalbert; sie waren zusammen im Militärdienst, ein feiner Kamerad. Der ist jetzt hier Kellner? Und was hat er da von Aufpassen geflüstert?» (1984: 190).

Ursachen: für ‘aufpassen’ haben surselvisch (‘far adatg’) und ladin (‘verer pro’) so verschiedene idiomatische Wendungen, dass sich Tumasch in der übersetzenen Wiederholung auch der Bedeutung des Gehörten versichert. Gleichzeitig gibt sein ‘Nachgreifen’ dem Erzähler Gelegenheit, eine Lesehilfe für ladinische Leser einzubauen, denen im folgenden, bei allerdings grösserer Kontextdetermination, das Verständnis des Sursilvan zugetraut wird. Dieses Vertrauen hat insofern programmatischen Wert, als dass es die Solidarität von Tumasch und Gieri zum Beispiel eines innerromanischen Zusammenhaltens gegen ‘Fremde’ macht, bei dem das Romanische zur Geheimsprache wird. Die komische Funktion vieler Sursilvan-Einschübe ins Ladin ist hier durch die Personenkonstellation abgeschwächt. Der ‘Hinterwäldler’, als der der Oberländer üblicherweise typisiert wird, ist hier der Engadiner Tumasch, dem Gieri im dekadenten internationalen Milieu hilfreich zur Seite steht.

Die Komik liegt hier an Gieris expressiver Ausdrucksweise, die als solche seine bäuerliche Herkunft andeutet. So wird Mister Lewis von ihm als ‘quella carugna’ (S. 187), ‘quei smaladiu pitan dil giavel’ (S. 191), ‘quei tamazzi’ (S. 228) bezeichnet, die ganze noble Gesellschaft als ‘portamenta!’ (S. 192), Tumasch unter anderem als ‘tapalori’ (S. 230). Daneben tauchen in seiner Rede auch im Ladinischen unbekannte Kraftausdrücke wie ‘Zacherblengias’ (S. 230) auf. Obwohl Tumasch Surselvisch offensichtlich mühelos versteht, empfindet er die Konnotation des ‘Fremden’. So erinnert er sich nicht nur an das ihm von Gieri verabreichte Olivenöl, er erinnert sich auch an die entsprechende Form des Sursilvan: «Dalur, pover mister Lewis hat fat la vaira pierla. Mo schi nu d’eira Gieri cun seis ‘ielo d’olivas’...» (S. 226). Was auffällig ist und den Gebrauch der authentifizierenden Anführungszeichen rechtfertigt, ist einzig der Diphthong ‘ie’ (in ‘ielo’, aber auch in ‘Gieri’) gegenüber entsprechendem ‘ö’ des Ladin (‘Göri’, ‘öli’). So können einzelne lautliche Verschiedenheiten zwischen den romanischen Idiomen zum Anlass literarischen ‘Sprachspiels’ mit komischen konnotativen Funktionen werden.

Die **schichtspezifischen (diastratischen)** Unterschiede müssen innerhalb eines einzelnen Textes (‘Parole’) im Verhältnis zu den **situativ-stilistischen (diatypischen)** beschrieben werden. Ihrem Zusammenspiel können, je nach Kontext, realistische und/oder komische Funktionen zukommen, wobei die komische Funktion in Bierts literarischer Mimesis

die auffälligere ist. Im ersten Beispiel geht es um die passive Kompetenz im Umgang mit Schriftsprache. Der (ungebildete) Bauer Clagot soll seinen Bauernkollegen eine Stelle aus der Zeitung vorlesen: «‘Legia Clagot, che chi’d es amo scrit’, disch uossa sar Chasprot e piglia amo ün süerv. Clagot legia: ‘Ün grond numer da paurs pitschens po aug – uossa be spettai – augmentar in cuort temp la producziun indigena . . .’» (1962: 167)<sup>105</sup>.

Ein scheinbar so einfaches Verb wie ‘augmentar’ ist im Romanischen eben schon schrift- und bildungssprachlich. Dass Biert dies registriert und seinen Clagot beim Vorlesen mit deutlich komischer Wirkung darüber stolpern lässt, zeigt die feine Abstimmung seiner literarischen Mimesis auf schichtspezifische Sprachkompetenz. Im folgenden werden schichtspezifische grammatischen Formen der Höflichkeitsform literarisch registriert. Im Stall des verschuldeten Wagners und Kleinbauern Duri Flach wollen der Ladenbesitzer und Politiker Sar David und der Gemeindeaktuar eine Kuh pfänden. Sar David siezt seinen Schuldner mit der nach Schulgrammatik korrekten Form ‘El’ (3. Sg.) , dieser dagegen spricht ihn mit ‘Vo’ (2. Pl.) an, der populären Höflichkeitsform: «‘Sar Duri!’, hat dit il cromer, ‘El sa fich bain ch’eu pudes far valair meis debit . . . ( . . . ) El, sar Duri, ha quia ses armaints . . . ’ ( . . . ) Duri s’ha vout dindet ed ha dit: ‘Che? Co vaivat dit? ( . . . ) Vo nu sarat curius?’» (1962: 200)<sup>106</sup>. Der Aktuar Riet schwankt zwischen der populären Form des Wagners Duri: «‘Eu nu poss vender’, ha dit il charrer cun Riet, ‘nu vezzaivat quai!’ ‘Cun üna vacha vaivat amo adüna lat avuonda pella famiglia’, ha dit l’actuar’» (200), und dem formelleren ‘El’, auf das er umstellt, wie er mit der Macht der Bürokratie zu drohen beginnt: «Ch’El nu fetscha istorgias, sar Duri, l’Uffizi da scussiun nu fa saramonas, sa’L» (201)<sup>107</sup>. Duri Flach bleibt durch-

<sup>105</sup> «‘Lies vor, Clagot, was da noch weiter steht’, sagt jetzt Herr Chasprot und nimmt einen Schluck. Clagot liest: ‘Eine grosse Anzahl Kleinbauern kann die einheimische Produktion in kurzer Zeit aug – Moment mal – augmentieren . . .’»

<sup>106</sup> «‘Sar Duri! Sie wissen ganz genau, dass ich mit ganz anderen Mitteln zu meinem Guthaben kommen könnte; . . . Sie haben hier sechs Tiere.’ ( . . . ) Plötzlich dreht sich Duri um. ‘Was? Was habt Ihr da gesagt? ( . . . ) Ihr macht wohl einen Witz.’» (1984: 204). Cfr. R. Caratsch, *Il commissari da la cravatta verda* (1952): hier siezt der Kommissar den zugewanderten Handwerker Möckli.

<sup>107</sup> «‘Ich kann nicht verkaufen’, sagt Duri zu Riet, ‘seht Ihr das denn nicht ein?’ ‘Mit einer Kuh habt Ihr immer noch genug Milch für die Familie’, wendet der Aktuar

wegs beim ‘Vo’, das im Imperativ sehr viel einfachere Formen hat, als die hier äusserst umständliche ‘El’-Form: «Lura cun Balser Tach eschat in traïs! **Pigliai** be ed it cun tuot!» (201)<sup>108</sup>.

Beim nächsten Zusammentreffen packt der verschuldete Prolet den betrügerischen Händler an der Gurgel. Im Laufe dieser ‘Unterhaltung’ wechselt auch Sar David vom formellen ‘Sie’ zum ‘Du’: «‘Ch’El fetscha bain attenziun, sar Duri, e nu’m tocca aint, uschigliö cun da quels vaglianüglia vaina bod fat.’ (...) ‘Vainchün, canaglia, vainchün’, vaiva’l sbragi, e sar David vaiva provà da clomar cun vusch raca: ‘Agüd! **Lascha’m** ir! Eu dun . . .’ (...) ‘Vainchün jadas at strangla, vainchün!’» (215)<sup>109</sup>. Die aggressive Situation bestimmt die Expressivität der Sprache (Wiederholungen, Kraftausdrücke) und verwischt die mit dem Status der Personen verbundenen Unterschiede ihres sonstigen Sprachgebrauchs.

Im Falle der Hauptperson Tumasch Tach wird dessen ausserordentliche Sprachkompetenz, die beispielsweise auch den juristischen Fachjargon umfasst, mit dem Hinweis auf seine Mittelschulbildung (cfr. 1962: 221) plausibel gemacht. Am Tag, an dem er zum Geschworenen gewählt wird, möchten einige Bauern von ihm eine Stellungnahme zum Fall Duri Flach – Sar David: «‘La ledscha davart üsüra’, disch Tumasch, ‘prevezza chasti be scha l’üsüra po gnir cumprovada; po dar cha’l cas va suot ledscha d’extorsiun’» (208). Seine Zuhörer verstehen selbstverständlich nichts: «Ils paurs til guardan; ün dumpera: ‘Che es quai?’»

---

ein . . .» (1984: 204). «**Machen Sie** keine Geschichten, Sar Duri. Das Betreibungsamt macht kurzen Prozess, **wissen Sie**» (205).

<sup>108</sup> «Dann seid Ihr ja zu dritt mit Balser Tach. So nehmt doch gleich alles mit!» (1984: 205). In der ‘Low-Variante’ mit ‘Vo’ fällt der Imperativ der Höflichkeitsform (Sg. und Pl.) mit der Plural-Form der ‘Duzform’ zusammen (‘it’: ‘geht’, ‘gehen Sie’ (Einzahl), ‘gehen Sie’ (Mehrzahl)). Die umständliche ‘High-Variante’ ergäbe hier ein: «Ch’Els piglian be e giaian cun tuot!», das dem Status des Sprechers wie der Emotionalität des Gesagten unangemessen wäre.

<sup>109</sup> «**Nehmen Sie sich** in acht, Sar Duri, und **röhren Sie mich** nicht an. Sonst sind wir mit solchen Nichtsnutzen bald fertig.’ (...) ‘Einundzwanzig, **du** Schwein, einundzwanzig’, hat er geschrien, und Sar David hat mit heiserer Stimme zu rufen versucht: ‘Hilfe! Lass mich los! Ich gebe . . .’ (...) ‘Einundzwanzig mal würg ich dich, einundzwanzig!’» (1984: 219 f.).

(ibid.)<sup>110</sup>. Tumasch erklärt das gebildete, ungebräuchliche Lehnwort ‘extorsiu’ (‘Erpressung’) und fällt dann wieder in schriftsprachliche Register (‘ingotta’, italienisierende Bürokratiesprache ‘Imperò . . .’) und juristischen Fachjargon zurück: «. . . scha Duri Flach nun **inoltra plont**, nu’s poja far **ingotta**. Imperò esa da dir . . .» (208). Als Tumasch sich abwendet, findet Jaquanin: «Ün curius discuors!» («Eine seltsame Rede!» [1962: 209]), womit er nicht nur deren Inhalt, sondern ebenso ihre situative Unangemessenheit<sup>111</sup> meint. Neben Tumasch scheinen aber auch andere Bauern zu der ‘geistigen Elite’ (cfr. dazu 1962: 86 f./93) des Dorfes zu gehören. So der ‘Dorfvater’ (cfr. 1962: 170 ff.) Joannes, der ausdrücklich betont, er sei kein Akademiker und könne nur aufgrund seiner Erfahrung bei den Diskussionen mit dem Arzt und dem Pfarrer mithalten (cfr. 1962: 126/136). In seinen Reden finden sich Beispiele für die – in Bierts Prosa insgesamt seltene – fehlende Abstimmung zwischen sprachlichen Registern und Status der fiktiven Sprecher: «‘Quai va bain, docter, mo eu sto far istess ün’objecziun’, ha dit sün quai sar Joannes. . . ‘Ün tschert bainstar material es adüna stat cundiziun per chi nascha cultura.’» (112 f./121). Neben dem Lehnwort ‘objecziun’ (‘Einwand’) braucht dieser weise Bauer für ‘Selbstversorger’ das gebildete Wort ‘autoproducient’ (218), spricht von ‘unbezahlter Arbeit’ als ‘lavur chi nu vain recumpensada’ (205), von ‘Zusatzverdiensten’ als ‘gudogns supplementars’ (169), von der ‘unvermeidlichen, ewigen Krücke der Demokratie’ als ‘inevitabla perpetna crotscha da la democrazia’ (169). Hier zeigt sich, dass Biert bei der Wiedergabe ernster, ökonomische, politische oder kulturphilosophische Fragen erörternder Diskurse seiner Personen deren Sprache weit weniger genau ‘imitiert’ als im komischen Kontext der ‘Sprachkomödie’. Kleine ‘Sprachkomödien’ werden in der *Müdada* von verschiedensten Personen aufgeführt. Seraina ruft ihren Vater und ihren Bruder aus dem Stall an den Frühstückstisch: «‘Ils ot stimats signuors mas-chels sun ümilmaing giavüscharts da gnir a püschain!’ Sar Balser cloma inavo riond: ‘Il cheu famiglia ingrazcha

<sup>110</sup> «‘Das Gesetz über den Wucher’, sagt Tumasch, ‘sieht nur dann eine Strafe vor, wenn der Wucher bewiesen werden kann; möglich, dass dies hier unter das Gesetz der Erpressung fällt.’ Die Bauern schauen ihn an. Einer fragt: ‘Was ist das?’» (1984: 213).

<sup>111</sup> Cfr. dazu 1962: 124: «. . . ün tschert slavezzà cun öglieruns e cheu bluot chi vaiva ‘tut cognizun dal discapit’, sco chi vaiva dit l’actuar da cumün . . .» (‘Discapit’ ist ein Italianismus der Bürokratiesprache.) Cfr. Cadruvi 1972: 18.

degnamaing eir in nom da seis duos figls per l'amiaivel invid da sia reverida signura figlia e's permetta da gnir a maisa cun cumplimaints, e schi'd es dret, cun amo ün toc chaschöl'» (1962: 60 f./66). Die Bauerntochter Seraina hat sich für ihr Sprachspiel einige Floskeln aus den formellen Registern bürokratischer ‘Amtssprache’ angeeignet, ihr Vater lässt sich auf das Spiel ein und macht sich mit der Aneinanderreihung ‘mit Komplimenten und . . . mit einem Stück Käse’ über die Floskeln der ihm (als Gemeindepräsident und Landammann) wohlvertrauten ‘Amtssprache’ lustig. An einer andern Stelle ist es Tumasch, der seinem Bruder vormacht, was die Wäscherinnen am Brunnen wohl reden: «Jon ria; Tumasch . . . fa la vuschetta da duonna Baua: ‘Meis Jonin es propcha ün brav; il signur magister Tach ha dit ch'el füss ün vaira intelligaintet . . .’ Uossa fa'l la vusch bassa da Boscha: ‘Signur magister Tach sa üna bella pulenta, a mia Grettina instant ha'l dat be ün quatter per quint . . .’ ( . . . ) Jon ria da gust, Tumasch fa uossa davo la vusch raca da Cilgia: ‘Quel sar magister Tach es bain il vaira utschè! Tschella saira è'l gnü a chasa pür la daman. Quai am sarà stat ün lichöz our in quella stüva, tuotta not. Quel es lura bain set e la cupicha, da tour a quista sgrembla trida; quai mia Barbligna füss ün'otra matta. I'm dà be da buonder che scoula cha quai sarà stat, il di davo; quel varà bain fat sü ün gnif sco ün mailinter!’» (1962: 90)<sup>112</sup>. Tumaschs ‘Pastiche’ der mutmasslichen Reden der Wäscherinnen ist ein Paradebeispiel für Bierts literarische Imitation<sup>113</sup> umgangssprachlicher, ‘niederer’ Register und expressiven Sprachgebrauchs. Im ‘Rahmen’ dieser Reden wird versucht,

<sup>112</sup> «Jon lacht und Tumasch ahmt die hohe Stimme von Duonna Baua nach: ‘Mein Jonin ist wirklich ein braver Bub; der Herr Lehrer Tach hat gesagt, er sei sehr intelligent . . .’ Nun äfft er die tiefe Stimme von Duonna Boscha nach: ‘Der Herr Lehrer Tach versteht einen Dreck. Meiner Grettina hat er nur eine Vier im Rechnen gegeben . . .’ ( . . . ) Jon lacht vor Vergnügen, und Tumasch imitiert jetzt noch die heisere Stimme von Cilgia: ‘Also dieser Herr Lehrer Tach, das ist mir ein schöner Vogel! Letzthin ist er erst am Morgen heimgekommen. Das wird mir wohl ein Geschlecke gewesen sein die ganze Nacht in jener Stube. Der ist ja nicht bei Sinnen, wenn er eine solch hässliche Bohnenstange wie die nimmt. Meine Barbligna wäre da etwas ganz anderes. Ich möchte nur wissen, wie der am nächsten Tag Schule gehalten hat; der hat bestimmt ein Gesicht gemacht wie eine getrocknete Kartoffel!’» (1984: 97).

<sup>113</sup> Zum ‘Pastiche’ cfr. Genette 1982: 37, 196 ff. Tumaschs Imitation zeigt den Status der fiktiven direkten Rede überhaupt: sie ist zugleich Imitation und Erfindung einer ‘Vorlage’ (Hypotext). Dazu Rey-Debove 1978: 264–267.

die durch die Schriftlichkeit notwendigerweise unterdrückten Unterschiede<sup>114</sup> der Artikulation und Stimmlage beschreibend vorwegzunehmen. Durch diese ‘Regieanweisungen’ gewinnt diese Stelle einen deutlichen Zug von ‘Theatralität’; in solchem szenischen ‘Nachäffen’ typischer Rede erreicht Bierts Prosa ihre charakteristische Komik, aber auch ihre grösste mimetische Präzision.

Wenn literarische Expressivität als Verletzung schriftsprachlicher Normen durch Annäherung an mündlichen Sprachgebrauch und aussersprachliche ‘Zufälligkeiten’ aufgefasst wird, lassen sich für die romanischen Texte einige grundlegende Verfahren ausmachen. Eines der wichtigsten ist die Ablehnung der sprachpflegerischen Forderung nach Ein-sprachigkeit romanischer Texte, denen Aufstellung und Einhaltung einer von Interferenzen und Fremdspracheinschüben möglichst freien Norm zugemutet wird (cfr. oben A.1.1.). Vor allem in zeitgenössischen Texten finden sich Beispiele expressiver Simulation eines durch Interferenzen und Einschüben aus dem (Schweizer-)Deutschen geprägten Sprachgebrauchs. Die Unterscheidung zwischen realistisch ‘zitierender’ und expressiver Funktion solcher ‘Sprachmischung’ müsste in einer speziellen Studie versucht werden. Wenn, wie im folgenden Passus aus C. D. Bezzolas *Pangronds* (1984: 107), der Sprachgebrauch von Jugendlichen dargestellt wird, steht die realistisch-mimetische Funktion im Vordergrund: «Ruodi vaiva dumandà, ed ella vaiva dit da schi. Ma ouravant vaiv’la stuvü far ‘schluss’ cun Luigi. E far schluss quai d’eira faic. Ruodi nu vaiva però dumandà svessa, el vaiva tramiss a Jonin culla charta, e là vaiva’l scrit: ‘Scha Tü voust ir cun mai stoust far schluss cun Luigi’» (S. 104). Der Umschlag von der Imitation (‘far schluss’) in die Expressivität erfolgt hier bei der Schreibart des deutschen ‘feig’ als ‘faic’. Ebenfalls expressiv markiert sind ähnliche, orthographisch unorthodoxe deutsche Einschübe in Leo Tuors *Giacumbert Nau* (1988): «Tgei purteis ad el il Blic!» (S. 30), «Glauben macht selic . . .» (S. 9) u. a. Ein weiteres Verfahren ist die schriftliche Simulation artikulatorischer Eigenheiten, wobei in Entsprechung zum Motiv des grotesken Körpers vor allem Sprachfehler simuliert werden. Beispiele wie folgende Rede des

<sup>114</sup> Zu den mediumsbedingten ‘Defiziten’ der schriftlichen gegenüber der mündlichen Kommunikation cfr. Gauger 1988: 18 ff. (bes. 20). Zur komischen Imitation von Sprachfehlern cfr. *Müdada* S. 98, *Fain manü* S. 34, Artikulationsschwierigkeiten wegen Betrunkenheit *Müdada* S. 191.

Schwachsinnigen Stianin bei Jon Nuotclà sind häufig: «‘Chau, ingio vasch?’ ha’l dumandà. ‘Ttù, ttù nunu ffümasch, ttù nnun hasch ccigalettas, scha ttù nu ffümasch nunun hasch ccigalettas e ttoscans. TToscans, iingüns ttoscans’» (Nuotclà 1991: 77). Ein beliebtes Verfahren ist Simulation von Sprechtempo durch ostentative Missachtung der Wortgrenzen bei der Transkription direkter Reden. Das folgende Beispiel ebenfalls aus Nuotclà: «Dumeng Patin ha marmuognà: ‘Quaiesboddeclerà, ides per viacha’lsnosvanda quaigiò, char Sep, equaisunilsblers, servirnu’s cun fàcunnossalmentalità’» (1991: 146). Die Missachtung der Wortgrenze kann auch den Automatismus des Herunterleierns ritueller Formeln konnotieren. «... ed ei pudessen tertgar che ti ditgies paternos, che ti seigies fetg pietus. Igl aungheldilsegnerhapurtau ilsalidamaria. Aber buca tema, Giacumbert! Ella Gaglinera vesas ti buca glieud» (Tuor 1988: 61). Als weiteres Verfahren ist die Interferenz von Sprache mit aussersprachlichen Geräuschen zu erwähnen. Sie steht in einem Kontinuum mit der oben beobachteten Fragmentierung der Syntax durch ‘lautmalerische’ Einschübe. Die folgende Strophe aus U. G. G. Derungs *Sogn Placi* zeigt dieses Verfahren in Kombination mit dem Sich-Kreuzen mehrerer Diskurse in mehreren Sprachen:

Sogn Placi  
Pumfate.  
Bim, bim, bim . . .  
Herr, öffne meine Lippen . . . In caffè-crem.  
Babfeglspértsognam. Malàm.  
(1988: 73)

Dieses Beispiel macht ein weiteres Mal deutlich, dass sich eine Beschreibung literarischer Expressivität nicht auf einzelne Phänomene beschränken darf, sondern ihr Zusammenwirken und ihre gegenseitige Bedingtheit im Auge haben muss.

Weiterer Analyse bedürften die ‘Osmose’ der Expressivität zwischen ‘zitierten’ Reden und erzählendem Rahmen, die Interferenz von Sprachen und Diskursen, die offene Grenze zwischen Sprache und Gestik, grotesker Körperlichkeit, aussersprachlichem ‘Geräusch’. In dieser Offenheit gegenüber Aussersprachlichem reicht literarische Expressivität weit über den Gebrauch niedriger umgangssprachlicher Register hinaus.

---

## 1.4. Der Text und die «Rede der anderen»: Formen literarischer «Mehrsprachigkeit»

Die herausgearbeiteten Trends zum literarischen Gebrauch ‘hoher’ (A.1.2.) bzw. ‘niederer’ (A.1.3.) sprachlicher Register müssten im Rahmen einer weitergehenden Analyse zu den verschiedenen **Formen der Redewiedergabe** in Beziehung gesetzt werden. Die naheliegende Annahme, ‘hohe’ Register fänden sich vor allem in der Rede des auktorialen Erzählers und des ‘lyrischen Ich’, umgangssprachliche, expressive, ‘niedere’ Register vor allem in der Rede der fiktiven Figuren, muss in vielerlei Hinsicht präzisiert werden. Zunächst sei nochmals festgehalten, dass die direkte Rede eine authentische, zitierende Wiedergabe der Figurenrede nur in grammatischer, nicht in mimetischer Hinsicht garantiert<sup>115</sup>. Ferner ist die übliche Unterscheidung der drei Bereiche erzählerdiskurs, ‘zitierende’ direkte Rede und paraphrasierende, indirekte<sup>116</sup> Rede zu einfach. Sie vernachlässigt eine Reihe syntaktisch weniger eindeutiger, mimetisch sehr unterschiedlicher Formen der Redewiedergabe, die unter dem Begriff der ‘freien indirekten –’ oder ‘erlebten Rede’ zusammengefasst und diskutiert werden. Genette erkennt sie an ihrer «double ambiguïté: confusion entre discours et pensée, entre personnage et narrateur» (1983: 35)<sup>117</sup>. Diese Ambiguität ist auch das Kennzeichen von Bachtins ‘hybrider Konstruktion’: «Wir nennen diejenige Äusserung eine hybride Konstruktion, die ihren grammatischen (syntaktischen) . . . Merkmalen nach zu einem einzigen Sprecher gehört,

<sup>115</sup> Cfr. oben A.1.2. Anmerkung 28. «Quando si tratta di riportare parole altrui, è ingenuo pensare che il modo diretto sia di per sé garanzia di ‘testualità’, intesa come autenticità, come conformità in tutto e per tutto all’originale: pensare che davvero il DD ci dia le parole altrui ‘tali e quali sono state pronunciate’» (Garavelli 1985: 74). «Direct discourse: the most purely mimetic type of report, though of course with the reservation that this ‘purity’ is a novellistic illusion; all novellistic dialogue is conventionalized or stylized to some degree» (McHale 1978: 259).

<sup>116</sup> Zur indirekten Rede als formal unzuverlässiger Inhalts-Paraphrase cfr. Maas-Wunderlich 1972: 161, 168, Compagnon 1979: 85, Rey-Debove 1978: 230, 239, Garavelli 1985: 30 f.

<sup>117</sup> Übersichten über die neue Diskussion zur ‘freien indirekten Rede’ bei McHale 1978, Garavelli 1985: 104 ff., Genette 1983: 37. Sowohl Garavelli wie Genette halten die Fälle der nichtauflösbarer Ambiguität für selten: «Les énoncés définitivement indécidables sont effectivement fort rares . . .» (Genette 1983: 37.)

in der sich in Wirklichkeit aber zwei Äusserungen, zwei Redeweisen, zwei Stile, zwei ‘Sprachen’, zwei Horizonte von Sinn und Wertung vermischen» (1979: 195)<sup>118</sup>. Als Markenzeichen der freien indirekten Rede gelten neben grammatischen Indizien<sup>119</sup> vor allem Hinweise auf die ‘emotive’ Beteiligung des Sprechers. Dorrit Cohn fasst sie zusammen: «Il y a une accumulation de questions, d’exclamations, de répétitions, d’affirmations outrées, de tournures familières, en nombre bien plus grand que dans un récit normal» (1981: 124). In mimetischer Hinsicht ist die Unterscheidung zwischen Erzähler- und Figurenrede dadurch erschwert, dass sich die Bereiche gegenseitig ‘anstecken’ können. Neben der häufigen ‘Gleichschaltung’ der Figurenrede mit der Stillage des Erzählerdiskurses findet sich umgekehrt die ‘Ansteckung’ des Erzählerdiskurses durch die Sprache der Figuren auch jenseits der ‘Zweistimmigkeit’ freier indirekter Rede. Die Metapher der ‘Ansteckung’ vernachlässigt die Fiktionalität literarischer Wiedergabe von Reden, zu denen es gar keine ‘Originale’ gibt<sup>120</sup>. Von dieser Vernachlässigung nicht betroffen sind die gegenläufigen Tendenzen zur Hervorhebung oder Einebnung des Unterschiedes zwischen Erzähler- und Figurenrede, die Stanzel für den modernen Roman herausarbeitet: «Neben der Tendenz zur Differenzierung zwischen Erzählersprache und Figurensprache ist im modernen Roman aber auch eine gerade entgegengesetzte Tendenz, nämlich zur Kolloquialisierung der Erzählersprache, zu beobachten; durch sie werden die Unterschiede zwischen Erzählerrede und Figurenrede eingeebnet» (1989: 251). Trotz dieser ‘Kolloquialisierung der Erzählersprache’ bleibt, laut Stanzel, die ‘Kolloquialität’ eher ein Indiz der Figurensprache: «das kolloquiale sprachliche Register deutet mehr auf ein personales, das literarisch

<sup>118</sup> Da sich Bachtin nicht immer um genaue formale Abgrenzungen bemüht (cfr. McHale 1978: 271), ist der Grad der Übereinstimmung von ‘hybrider Konstruktion’ und ‘freier indirekter Rede’ nicht genau festzustellen. Zu den verschiedenen Unterkategorien des ‘zweistimmigen Wortes’ bei Bachtin cfr. Segre 1984: 94 f.

<sup>119</sup> Syntaktische Unabhängigkeit in Verbindung mit der ganzen oder teilweisen Abhängigkeit der Deixis (Sternberg 1982: 111, Hilty 1973: 50, zur ‘gespaltenen’ Deixis der freien indirekten Rede cfr. Garavelli 1985: 117), aussergewöhnlicher Gebrauch des Präsens und des Imperfekts (McHale 1978: 265), Häufung direkter Fragen.

<sup>120</sup> Cfr. McHale: «... the supposedly ‘derived’ utterances are not versions of anything, but themselves the ‘originals’ in that they give as much as the reader will ever learn of ‘what was really said’» (1978: 256).

hochsprachliche Register mehr auf ein auktoriales Medium» (ibid.). Für die romanische Prosa gilt dies umso mehr, als dass die sprachpflegerische Forderung nach ‘gepflegtem’ Romanisch den Stil vieler Texte geprägt hat und bis heute prägt.

Die Reden fiktiver Figuren können solidarisch, ‘empathisch’ oder aber ironisch distanzierend wiedergegeben werden. Für die freie indirekte Rede hält Mc Hale fest: «FID may serve as vehicle for lyric fusion with the character or ironic distancing from him, or, most interestingly of all, may be equivocal between the two» (1978: 275). Die in romanischen Texten häufige und häufig vollständige Vereinnahmung der Figur durch auktoriale Rede und Perspektive (cfr. unten A.2.2.–3.) führt zu einer auffälligen Häufigkeit der ‘empathischen’ freien indirekten Rede, die Volosinov als ‘Sprechen für einen andern’ oder ‘vertretene direkte Rede’<sup>121</sup> umschreibt.

Im folgenden einige wenige Beispiele zu verschiedenen Varianten des auch an der Verschiedenheit sprachlicher Register erkennbaren diskursiven ‘Zwielichts’ der freien indirekten Rede.

In Giovannes Mathis’ *Amicizcha ed amur* (1894<sup>1</sup>/1986<sup>2</sup>) verabschieden sich Mutter und Schwester vom Emigranten Gian: «Ah! che terribel mumaint per la mamma afflictia cur cha Gian, zieva avair lönch branclu sia sour, as büttet in sia bratscha sainza pudair pronunzcher niaunch’ün pled. (...) Turnedas in stüva, che vöd, che larg, che tristezza dapertuot! Che di terribel per la povra mamma!» (1986: 8)<sup>122</sup>. Der Erzähler macht sich die Affektivität der Personen zu eigen (Interjektionen, elliptische Sätze, Wiederholungen, Ausrufezeichen), wir

<sup>121</sup> «Dieses Sprechen für einen andern kommt schon der uneigentlichen direkten (= freien indirekten C. R.) Rede sehr nahe. Wir werden diesen Fall die vertretene direkte Rede nennen. Natürlich setzt eine solche Vertretung die gleichgerichtete Intonation sowohl der Autorenrede als auch der vertretenen ... Rede des Helden voraus; deswegen kommt es zu keiner Interferenz. Besteht zwischen dem Autor und dem Helden ... volle Solidarität in der Wertung und in den Intonationen, so können die Rhetorik des Autors und die des Helden sich manchmal decken; ihre Stimmen klingen zusammen ... Ein Phänomen kommt zustande, das man von der uneigentlichen direkten Rede fast nicht unterscheiden kann; es fehlt nur die Interferenz» (Volosinov 1975: 208 f.).

<sup>122</sup> «Ach! Welch schrecklicher Augenblick für die betrübte Mutter, als Gian, nachdem er lange seine Schwester umarmt hatte, sich ihr in die Arme warf, ohne ein einziges Wort herauszubringen. (...) In die Stube zurückgekehrt, welche Leere, welche Weite, welche Traurigkeit überall! Was für ein schrecklicher Tag für die arme Mutter!»

haben hier die ‘empathische’ Variante der freien indirekten Rede, die Volosinov ‘vertretene Rede’ nennt. In Balser Puorgers *Ils Baltramieus* (1918/1953: 58–245) wird Jon Baltramieu in Livorno von der österreichischen Besatzungsmacht verhaftet, der schweizerische Konsul kann dem Kommandanten das Versprechen abringen, den Fall nochmals zu prüfen. Baltramieus Frau fürchtet sich: «La povra duonna tmaiva cha'l cumandant avess impromiss quai al consul be per gnir liber dad el, e ch'el fess tschert schluppetar seis pover marid il di davo a bun'ura. Quai eira ün hom sainza cour, ün satan, chi nu vulaiva oter co la ruina e la perdiziun da la povra glieud innozainta» (1953: 82)<sup>123</sup>. Hier zeigt sich die Affektivität der Person vor allem im Bereich der Perspektive (emotionale Einschätzung des beschimpften Kommandanten, Selbstmitleid). Die freie indirekte Rede ist die Fortsetzung einer ihrerseits schon mimetisch gezeichneten indirekten Rede; ein Hinweis auf die fliessenden Übergänge zwischen den verschiedenen Formen der Redewiedergabe. Im folgenden Beispiel ist von den Anfängen des Tourismus im Engadin die Rede: «Ed eir ils esters cumanzettan a gnir; in principi be uschè sco'ls bilocs, ma davo cumanzetta a gnir mincha di daplü e minchadi daplü, chi nun as savaiva plü ingio'ls metter. I paraiva, sco scha'ls arrivats clamessan nanpro amo oters. Ma i nun eira da's schmürvagliar schi gniva tants esters nanpro. Ingio as chatta üna cuntrada uschè bella sco l'Engiadina a San Gian?» (1953: 137 f.)<sup>124</sup>. Der plastische Vergleich, die Wiederholungen, die verallgemeinernde Perspektive des unpersönlichen ‘i’ (‘man’), die von Volosinov «genau auf der Grenze zwischen Autorenrede und fremder Rede» (1975: 207) angesiedelte rhetorische Frage: in empathischer freier indirekter Rede macht sich hier der Erzähler zum Vertreter und Wortführer eines Kollektivs von Einheimischen. Durch Übertreibungen der affektiven Markierung kann die Empathie in

<sup>123</sup> «Die arme Frau fürchtete, dass der Kommandant dies dem Konsul nur versprochen habe, um ihn loszuwerden und dass er ihren armen Mann am Morgen des nächsten Tages ganz gewiss erschiessen lassen würde. Das war ein herzloser Mann, ein Satan, der nichts anderes wollte als den Untergang armer, unschuldiger Leute.»

<sup>124</sup> «Und auch die Fremden begannen zu kommen; anfangs nur so wie die Schneeflocken, dann aber jeden Tag mehr und jeden Tag mehr, so dass man nicht mehr wusste, wo man sie unterbringen sollte. Es machte den Anschein, als würden die Angekommenen noch andere herbeirufen. Aber es war nicht erstaunlich, dass so viele Fremde kamen. Wo findet man eine so schöne Gegend wie das Engadin um San Gian?»

ironische Distanz umschlagen. Die Magd der Baltramieus ist eine tüchtige, aber verschlossene Oberengadinerin namens Nesa: «Scha inchün in cumün avess dit, cha Andri Baltramieu amess a giunfra Nesa, schi l'avessna ris oura. E chi avess vuglü amar quel gnif d'fargun da giunfra Nesa, chi nu savaiva sch'ella avess da dar pled a la glieud o na?» (1953: 153)<sup>125</sup>. An anderer Stelle überlegt sich die Dorfjugend einen Aprilscherz: «Quai füss stat ün spass, schi reuschiva da tramerter a quella supergiusatscha. ‘Ella fa adüna üna fatscha, chi stessan sü set giallinas ed ün gial. Bler plü gugent trattar cun sia patruna co cun ella’» (219)<sup>126</sup>. Die rhetorische Frage, die der Bauernsprache entstammende, äusserst expressive Metapher der ‘Pflugschnauze’ für Nresas ‘Visage’, das umgangssprachliche ‘dar pled a la glieud’ (eigentlich: ‘den Leuten das Wort geben’) markieren im ersten Zitat einen unmässigen Volkszorn, von dem sich der Erzähler, der die Gründe für Nresas Zurückhaltung kennt, ironisch distanziert. Im zweiten Zitat steht das ‘supergiusatscha’ am Ende einer freien indirekten Rede. Es gehört so deutlich in die Figurenrede, dass deren Fortsetzung in direkter Rede, nach einem fliesenden Übergang, nicht erstaunt.

Die ironische Distanzierung gegenüber Rede und Perspektive fiktiver Personen erfolgt in der freien indirekten Rede selten ausschliesslich durch expressive stilistische Mittel. Viel häufiger sind die Fälle expliziter Distanzierung im unmittelbaren Kontext der syntaktisch nicht als solche markierten ‘Zitate’. In Gian Fontanas *Il president da Valdei* (1932/1971: 137–197) geht es um ein ‘inzestuöses’ Bergdorf, das sich in hysterischer Fremdenfeindlichkeit gegen zugezogene ‘Zigeuner’ wehrt. Ein Brand zerstört das Dorf: «Ed ussa vegnan ils patratgs puspei. Tscheu e leu vegn la damonda anguschusa allerta: ‘Tgi ni tgei ei la cuolpa da quei barschament?’ Ins pretenda e pretenda pli e pli stina-damein ina risposta. Tut gl'auter emporta pauc pil mument. Ins vul il culpont. La villa Moser ei stada gl'emprem en fiug e flommas. Da leu ora ei la sventira ida. Ston pia buc ils parlars esser zaco la cuolpa?

<sup>125</sup> «Wenn jemand im Dorf behauptet hätte, Andri Baltramieu liebe Fräulein Nesa, hätte man ihn ausgelacht. Wer hätte denn diese Pflugschnauze von einem Fräulein Nesa lieben können, die nicht wusste, ob sie mit den Leuten reden sollte oder nicht?»

<sup>126</sup> «Das wäre ein Spass, wenn es ihnen gelänge, dieses stolze Huhn reinzulegen. ‘Sie macht immer ein Gesicht, auf dem sieben Hennen und ein Hahn Platz hätten. Viel lieber mit ihrer Herrin zu tun haben als mit ihr.’»

Quella damonda va sco ina bischa da desperau tier desperau, ed il davos eis ei buca mo ina damonda pli, mo ina inculpaziun. Els han dau fiug al vitg! Pertgei duessen els buca haver fatg quei? Els han vuliu prender vendetga, **la canaglia!** Igl ei in patratg prigulus che s'igniva denter ils carstgauns desperai che stattan sper las ruinas da lur vitg en niua pupira» (183 f.)<sup>127</sup>. Die Dynamik der Verhetzung wird hier in freier indirekter Rede gezeigt: der Spottname für das Haus der ‘Zigeuner’, die vom Vorurteil bestimmte rhetorische Frage, das Fluchwort ‘canaglia’ gehen eindeutig auf das Dorfkollektiv zurück. Trotz dieser Eindeutigkeit wird im Kontext die Frage explizit auf das Dorfkollektiv zurückgeführt, der Umschlag von der Frage zur Beschuldigung metalinguistisch als solcher erklärt, die Verhetzung als ‘gefährlicher Gedanke’ offen bewertet.

Ein letztes Beispiel aus Bierts *La müdada* (1962) zeigt, wie sich die Nachahmung gesprochener Sprache mit dem Übergang von einer Diskursform in die andere – von der freien indirekten Rede über den autonomen Monolog in die direkte Rede – verbinden kann. Auf dem Weg ins Luxushotel verlässt der sonntäglich gekleidete Bauernsohn Tumasch das Dorf. Die Neugierde der andern Nachbarn legt sich allmählich, diejenige von Duonna Chatrina nicht: «Mo povra duonna Chatrina, quella ha insömgia tuotta not, da nozzas e viadis, da funarals e battaisems. Il di davo s’ha’la bain struozchada vi’n chà Balser bel ed aposte per provar da chablar oura ingio diamper cha Tumasch saja stat her saira. Id es bain impustüt pervia da sia Mengina, nun esa. Quai füss üna sacra partida, Tumasch e mia Mengina, hai, ün brav giuven, testa fina, tira davo seis bapsegner Men, e lura quel, ün di, jerta da gröss. Sia duonnanda Mariatöna in Frantscha ha para fat raps sco crappa; per nüglia nu va’l aint mincha duos ons a verer co chi’d es cullas millas! E mia

<sup>127</sup> «Und jetzt kommen die Gedanken wieder. Da und dort erwacht die bange Frage: ‘Wer oder was ist schuld an diesem Brand?’ Man verlangt und verlangt immer starrsinniger nach einer Antwort. Alles andere ist im Augenblick unwichtig. Man will einen Schuldigen. Die Villa Moser (das Haus der ‘Zigeuner’ C. R.) stand als erste in Flammen. Von da ist das Unglück ausgegangen. Müssen also nicht die Zigeuner irgendwie schuld sein? Diese Frage geht wie der Blitz von einem Verzweifelten zum andern, und zuletzt ist es nicht mehr nur eine Frage, sondern eine Beschuldigung. Sie haben das Dorf angezündet! Wieso sollten sie das nicht gemacht haben. Sie haben sich rächen wollen, das Gesindel! Es ist ein gefährlicher Gedanke, der sich in den verzweifelten Menschen einnistet, die in nackter Armut vor den Ruinen ihres Dorfes stehen.»

Mengina füss matta tuot in uorden, brava, bella, e saimpla lura dafatta  
brich; minchatant ün pa **merdera** e sguazzunza, mo quai nu's mangla  
dir, che, tschellas nu sun neir nüglia tuot, **i'm vain be da rier**, e lura: ün  
hom scort sa trar sa duonna!» (1962: 175)<sup>128</sup>. Im zweiten Satz wechselt  
die temporale Deixis von der indirekten des Erzählers: ‘il di davo’ zur  
direkten der Person: ‘her saira’. Zwischen dem dritten und dem vierten  
Satz wechselt die personale Deixis: ‘sia Mengina’/ ‘Tumasch e mia  
Mengina.’ Auf diese allmählich umschlagende freie indirekte Rede folgt  
ein ‘autonomer Monolog’ (cfr. Genette 1983: 35), dem zur direkten  
Rede nur der ‘Rahmen’ (das Verbum dicendi) und die Anführungszei-  
chen fehlen. Weniger eindeutig ist die ‘Mehrstimmigkeit’ der Stelle in  
stilistisch-mimetischer Hinsicht. Hier erfolgt der Umschlag in der ex-  
pressiv markierten, indirekten Frage: ‘... ingio diamper cha Tumasch  
saja stat’, deren Affektivität selbstverständlich auf die Figur zurückgeht.  
Im folgenden fehlt es nicht an expressiven Ausdrücken und idiomati-  
schen Wendungen aus der mündlichen Umgangssprache: ‘üna sacra  
partida’, ‘testa fina’, ‘jerta da gröss’, ‘raps sco crappa’, ‘cullas millas’,  
‘merdera’, ‘i'm vain be da rier’. Auch die Perspektive ist durch Verheira-  
tungsplan, ökonomische Spekulation und landläufige Charakterologie  
deutlich auf die fiktive Person zugeschnitten. Als wäre er durch die Fi-  
gurensprache ‘angesteckt’, ist der Erzählerdiskurs ebenfalls durch ex-  
pressive Register mündlicher Rede gekennzeichnet: das Verb ‘as struoz-  
char’, das verstärkende ‘bain’ (s’ha’la bain struozchada), das idiomati-  
sche ‘bel ed apostá’, das vom Wörterbuch zu Recht als ‘familiär’ ge-  
kennzeichnete ‘chablar oura’. Da sich für diese ‘Markierungen’ keine  
Rede einer textinternen Figur anbietet, haben wir hier Indizien einer sti-

<sup>128</sup> «Die arme Duonna Chatrina aber, die hat die ganze Nacht von Hochzeiten und Reisen, Begräbnissen und Taufen geträumt. Am nächsten Tag hat sie sich doch tatsächlich ins Haus Balser hinübergeschlichen, nur um den Versuch zu unternehmen herauszubekommen, wo teufels denn Tumasch gestern abend gewesen sei. Das wäre ja eine tolle Partie, Tumasch und meine Mengina, ja, ein braver Junge, pfiffiger Kopf, schlägt seinem Grossvater Men nach, und dann erbt der, später einmal, und zwar zünftig. Seine Tante Mariatöna hat in Frankreich offenbar Geld wie Heu gemacht; umsonst geht er nicht alle zwei Jahre hin, um zu sehen, wie es um die Tausender steht! Und meine Mengina wäre als Mädchen ganz in Ordnung, brav, hübsch und gar nicht etwa dümmlich; hie und da etwas schmuddelig und verschwenderisch, aber das braucht man ja nicht zu erwähnen, was, die andern sind ja auch nicht alles, dass ich nicht lache, und dann: ein gescheiter Mann kann seine Frau erziehen!»

---

listischen ‘Osmose’ zwischen der Rede des Erzählers und derjenigen der ‘andern’.

Diese wenigen Beispiele zeigen, dass eine literaturwissenschaftlich orientierte Beschreibung der in romanischen Texten vorgefundenen sprachlichen Varietäten sich nicht darauf beschränken darf, diese als solche zu katalogisieren. Die Varietäten müssen innerhalb ihres diskursiven Rahmens situiert werden, denn über ihre literarische Funktion lässt sich nur mit Bezug auf diesen Rahmen nachdenken.